

Frankfurter Allgemeine

Magazin

OKTOBER 2019



**MÄNNER
SPEZIAL**



Horizon
Die Kunst des Reisens.

LOUIS VUITTON

**GENIUS
IS BORN CRAZY**



GERARD BUTLER'S CHOICE
DAS HEMD, DAS SICH WIE
KEIN ANDERES TRÄGT.

OLYMP
SIGNATURE

GUCCI



WIR SIND DOCH GAR NICHT SO

Sie werden es am Titel vielleicht nicht sofort erkannt haben, aber in dieser Ausgabe geht es um Männer. Das ist ein großes Thema, das aber nur Sinn hat, wenn man auch auf die Frauen schaut. Mir wurde diese Binsenweisheit wieder einmal am 30. Juni bewusst, einem wunderschönen Sommer-Sonntag, in der Métro-Station Bonne Nouvelle in Paris. Wir hatten für diese Ausgabe, um in Zeiten von *gender fluidity* nicht nur einen Mann in Männersachen fotografieren zu lassen, Esther Heesch angefragt, eines der am besten gebuchten deutschen Models. Und weil gerade auch Alpha Dia in der Stadt war, der neue Star der deutschen Männermodels, hatten wir ihn gebeten, auch dazuzukommen. Die beiden, man errahnt es auf den Modeseiten, verstanden sich blendend; Fotograf und Stylist hatten einen entspannten Tag. Und die Männermode steht ihr so gut wie ihm. Womöglich sind wir gar nicht so verschieden? Leonie Feuerbach hat in ihrem Essay über Missverständnisse der Evolutionsbiologie dafür Argumente; von der Untreue bis zur Homosexualität ist auch den Tieren nichts Menschliches fremd. Bonne Nouvelle, gute Neuigkeit: Männer und Frauen können gut zusammenarbeiten, diesseits aller körperlichen Beziehungen, die wir auf dem Titel des Hefts, wie es unser Stil ist, nur zart andeuten. Daher ist es kein Zufall, dass die unglaubliche Geschichte der DDR-Flucht, die wir zum dreißigsten Jahrestag des Mauerfalls ausgegraben haben, im Zusammenspiel von Mann und Frau zu einem guten Ende kam. Daher ist es auch kein Zufall, dass sich Wolf Wondratschek, den Timo Frasch vor der Buchmesse zur Literaturszene befragt, mit seinem Großgedicht „Carmen“ in meine Lebensgeschichte eingeschrieben hat. Wir gehen in diesem Heft aber auch, ohne Geschlechterstereotype zu bedienen, den alten Werten nach, die in Amerika beschworen werden: Andreas Ross hat auf einem riesigen Jahrmarkt in Iowa die Familie aufgetan, die mit dem „The Way We Live Award“ ausgezeichnet wurde. Von Traditionsfamilien bis zur Evolutionsbiologie, von Willy Brandt bis zu Martin Suter, von den Weiten Patagoniens bis in die Tiefen einer Pariser Métro-Station: Wir sind gar nicht so. Wir sind eigentlich ganz anders. Aber lesen Sie selbst! *Alfons Kaiser*



Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:
Dr. Kim Björn Becker, Beatrice Behn, Claus Eckert,
Leonie Feuerbach, Timo Frasch, Aylin Güler, Jörg Hahn,
Martin Häusler, Jasmin Joubat, Andreas Kobek,
Fridtjof Küchemann, Ulf Lippitz, Melanie Mühl,
Dr. Josef Ochrelein, Dr. Günter Paul, Andreas Platthaus,
Andreas Ross, Boris Schmidt, Peter-Philipp Schmitt,
Florian Siebeck, Kai Spanke, Bernd Steinle, Arsur
Weigandt, Jennifer Wieking, Maria Wiesner,
Matthias Wysuwa, Niklas Zimmermann

Bildredaktion:
Christian-Matthias Pohlert

Art-Direction:
Peter Breul

E-Mail Redaktion:
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressespiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (069) 75 91-29 01.

Redaktion und Verlag:
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Hellerhofstraße 2-4
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
Thomas Lindner (Vorsitzender)
Dr. Volker Breid

Verantwortlich für Anzeigen:
Ingo Müller, www.faz.media

Hersteller:
Andreas Gierth

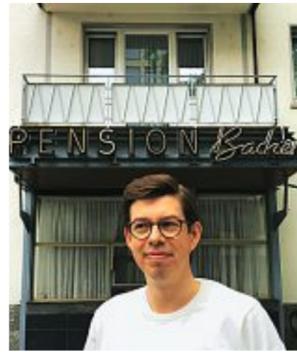
Layout:
Verena Lindner, Anja Tschulena

Einzelhefte können zum Preis von € 5,- bei media-solutions@faz.de bezogen werden.

Druck:
Printavis GmbH & Co. KG – Betrieb Nürnberg
Breslauer Straße 300
90471 Nürnberg



NEUE E-BOUTIQUE. DIOR.COM



KIM BJÖRN BECKER wurde 1986 geboren und kann deshalb von sich sagen, dass er die „alte Bundesrepublik“ noch selbst erlebt hat. Vielleicht fasziniert ihn die Ästhetik dieser Zeit, die mit der Wende vor 30 Jahren zu Ende ging, deshalb so sehr. Er sammelt Fotos von Schriftzügen, Werbetafeln und Gegenständen, die ihn an diese Epoche erinnern. Viele sind auf seinem Instagram-Account @altebundesrepublik zu sehen, einige der schönsten Retro-Fotos in diesem Heft. (Seite 32)



ANDREAS ROSS saß vor Jahren am kleinen Flughafen von Des Moines im amerikanischen Bundesstaat Iowa im Schneesturm fest. Es war am Tag nach den Vorwahlen im Februar 2016, die er damals als Amerika-Korrespondent dieser Zeitung beobachtet hatte – wie Hunderte weitere Journalisten aus der halben Welt, die nun mit ihm am Flughafen gegen die unfreiwillige Entschleunigung kämpften. Umso besser für unseren mittlerweile wieder in Frankfurt lebenden Autor, dass das andere Großereignis im Kalender des Bundesstaates in den Sommer fällt: die Iowa State Fair, die er für dieses Heft besucht hat (Seite 70). Da geht es um Mastschweine, um eine Butterkuh – am Ende aber auch wieder um Politik.

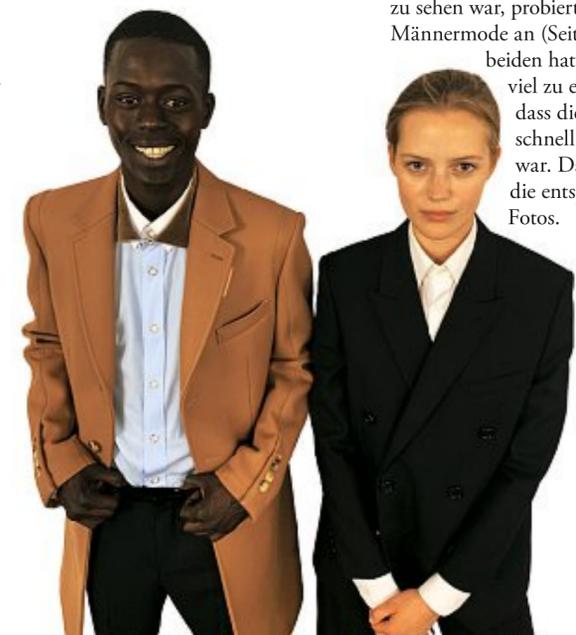
FOTOS: EVELYN DAPPA, PHILIPP BRILL, RENÉ GEBHARDT, ALFONS KAUBER, FLORIAN SEIBERK, PRIVAT ©

MITARBEITER

BEATRICE BEHN (rechts oben) wuchs in den achtziger Jahren im Neubaugebiet Fritz Heckert in Karl-Marx-Stadt auf, der drittgrößten Plattenbausiedlung der DDR. Die Kulturjournalistin ist nach 20 Jahren Abwesenheit gemeinsam mit unserer Gesellschaftsredakteurin **MARIA WIESNER** und dem Designer, Fotografen und Dokumentarfilmer **RENÉ GEBHARDT** nach Chemnitz zurückgekehrt (Seite 36). Dort versuchten die drei herauszufinden, wie aus der sozialistischen Idee, moderne Wohnungen für jedermann zu bauen, ein stigmatisiertes Gebiet wurde, in dem soziale Spannungen herrschen.



ALPHA DIA ist den Lesern dieses Magazins schon bekannt aus der Modestrecke, die wir für das März-Heft 2017 über den Dächern von Frankfurt aufgenommen hatten. Dieses Mal ging es mit dem Hamburger Jung, der in der internationalen Szene gut im Geschäft ist, in den Untergrund von Paris. Mit **ESTHER HEESCH**, der Lübeckerin, die schon seit 2011 als Model arbeitet und auch im September-Heft zu sehen war, probierte er neue Männermode an (Seite 58). Die beiden hatten sich so viel zu erzählen, dass die Mode schnell vergessen war. Daher die entspannten Fotos.





HERNO



Japan Open: Mit dem Mazda MX-5 (Seite 84) nahm vor 30 Jahren das Interesse an zweiseitigen offenen Sportwagen wieder Fahrt auf.



Diese Zeilen gehen unter die Haut: Viele Prominente tragen literarische Zitate als Tattoos (Seite 46) – und vermitteln damit vielfältige Botschaften.



ZUM TITEL
Unser Titelbild zeigt Fruchtfliegen bei der Paarung.

- 34 THORBJØRN JAGLAND
- 42 WOLF WONDRATSCHEK
- 48 MARTIN PUDENZ
- 62 MARTIN SUTER
- 86 MATTEO THUN

MODE Mit diesen Jacken gehen Männer durch dick und dünn. *Seite 17*

ARCHITEKTUR In Chemnitz erzählt eine Plattenbausiedlung ein Stück DDR-Geschichte. *Seite 36*

SCHUHE Der Designer Inan Batman hat einen Sneaker für Berlin entworfen. *Seite 47*

KUNST Lanzarote feiert den hundertsten Geburtstag von César Manrique. *Seite 76*

KOCHEN Dieses Rezept schmeckt nach Herbst: Serviettenknödel mit Wildschweinbraten. *Seite 78*

REISE Der Stadtteil Brooklyn Heights zeigt eine andere Seite New Yorks. *Seite 82*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 26. Oktober bei.
Im Netz: www.faz.net/stil **Facebook:** Frankfurter Allgemeine Stil **Instagram:** @fazmagazin



Aktenkundig: Hans Baumans verhalf vor 50 Jahren seiner Lebensgefährtin unter abenteuerlichen Umständen zur Flucht aus der DDR. (Seite 28)



Deutschland sucht das Superfood: Der Ernährungsmediziner Andreas Michalsen sagt, wie wir uns gesund essen können (Seite 80) – zum Beispiel mit Walnüssen.



HUGO BOSS AG PHONE +49 7123 940

BOSS
HUGO BOSS

BOSS.COM



Aus der F.A.Z. vom 10. Oktober 1969: Während der Frankfurter Buchmesse debattieren beim Luchterhand-Verlagsabend Frank Benseler, Otto F. Walter und Günter Grass (von links). Foto Barbara Klemm

Vor fünfzig Jahren

Wenn die Herren auf diesem Foto Ritterrüstungen trügen, könnte man sich in ein Burgverlies versetzt fühlen. Doch Barbara Klemm nahm es am 8. Oktober 1969 in einem Frankfurter Kellerlokal auf, das der Kabaretttruppe „Die Maininger“ als Spielstätte diente. Zum Scherzen war den Beteiligten der Veranstaltung, die als geselliger Verlagsabend von Luchterhand am ersten Tag der Buchmesse gedacht war, aber gar nicht zumute – das kann man schon den ersten Mienen ablesen. Den Herrn rechts braucht man wohl auch heute nicht vorzustellen: Mehr Schnauzbart als bei Günter Grass war nie. Ganz links steht Frank Benseler, seinerzeit Leiter des Soziologischen Lektorats bei Luchterhand, zwischen beiden mit dunkler Brille der Luchterhand-Chef-ektor Otto F. Walter, also gewissermaßen der Chef von Benseler und der erste Diener von Grass, dem prominentesten Autor des Verlags. Seine Mittlerrolle sollte an diesem Abend gefragt sein, aber wenn man den Berichten der damals Anwesenden glaubt, hat er sie nicht ausgefüllt. Grass und Benseler standen sich unversöhnlich gegenüber.

Beruflich hatten sie gar nichts miteinander zu tun – politisch umso mehr. Beide verstanden sich als Exponenten eines aufgeklärten Gesellschaftsverständnisses, wie es schon damals mit dem Schlagwort „Achtundsechzig“ verbunden war. Ein Jahr vor der Aufnahme, im Epochenjahr 1968, waren während der Buchmesse Polizisten gegen Demonstranten eingesetzt worden, die den Stand des Springer-Verlags gestürmt hatten. Der Höhepunkt der Proteste war aber außerhalb des Messegeländes erreicht worden: bei der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels an den senegalesischen Dichter und Staatspräsidenten Sédar Senghor, der den deutschen Linken als Büttel des Kolonialismus galt. Aus diesem Aufruhr heraus entwickelte sich im Lauf der nächsten Monate eine

Fundamentalopposition innerhalb der Verlage, die von den Lektoraten ausging, aber auch andere Angestellte, Autoren und Buchhändler umfasste und zur Gründung eines Zusammenschlusses namens „Literaturproduzenten“ führte. Zur Buchmesse 1969 kündigten sie viele Veranstaltungen an, erhielten aber auf dem Messegelände keine Genehmigung. Der Luchterhand-Verlagsabend wurde zu einer spontanen Ersatzveranstaltung, weil Benseler eine der treibenden Kräfte der „Literaturproduzenten“ war.

Wenn er allerdings gehofft hatte, in Grass einen Fürsprecher zu finden, sah er sich getäuscht. Der Schriftsteller schlug sich auf die Gegenseite und verteidigte die von den „Literaturproduzenten“ als Kapitalknechte geschmähten Verleger gegen ein Flugblatt, das die Gruppe zum Auftakt der Buchmesse verteilt hatte, in dem eine Demokratisierung der Verlage und Mitbestimmung im Buchhandel gefordert wurden. Grass witterte hinter dem nicht namentlich gezeichneten Text einen Tugendterror, der ihm aus der Geschichte des linksradikalen Aktivismus vertraut war, und erklärte die individuelle schriftstellerische Leistung für unvereinbar mit dem im Flugblatt proklamierten kollektivistischen Ideal. Dabei mag eine Rolle gespielt haben, dass Grass' kurz zuvor erschienener Roman „Örtlich betäubt“ zwiespältig aufgenommen worden war, weil man ihn als zu politisch empfand. Daher bemühte sich Grass, seine Rolle als Autor von der des Propagandisten zu trennen – was manche Kritiker mit ihm versöhnte, wie Friedrich Ferdinand Hommel, der sich in seinem F.A.Z.-Bericht über den Abend in der Katakomben begeistert darüber zeigte, dass Grass die „politische Überheblichkeit, politische Ignoranz, politische Einseitigkeit“ des Flugblatts gezeigt habe.

Von den „Literaturproduzenten“ hat man tatsächlich nach der Buchmesse von 1969 nicht mehr viel gehört. Günter Grass war einfach nicht ritterlich genug gewesen, ihnen beizustehen. *Andreas Platthaus*



VERSACE.COM

VERSACE

PRÊT-À-PARLER



ZWEI SEITEN EINES MANTELS

Vergangen Winter, als die damalige britische Premierministerin Theresa May Woche für Woche erfolglos für ihr Austrittsabkommen warb, trug sie immer wieder diesen Mantel: mittelblau, von innen mit Daunen gefüttert, von außen mit Wolle beschichtet. Ein Stück, das sie nicht vor der Eiseskälte der zahlreichen Gegner schützen konnte, aber immerhin vor echtem Frost und somit vor einem heftigen Schnupfen. Der Mantel sah trotzdem offiziell genug aus, um die Route schon auf Bildern abzustecken – von London in Richtung Brüssel.

Nun hinterlässt Theresa May ein überschaubares politisches Erbe. An ihren Mantel vom vergangenen Winter

kann man sich aber in diesem Herbst schon noch mal erinnern. Sie ist damit auch Männern ein Stilvorbild. Denn das Beispiel May im Mantel zeigt, wie man sich mit ein bisschen Materialmix die Optionen offenhält, dass selbst ein Mantel, ein denkbar unflexibles Kleidungsstück, in dem man von Anfang Oktober bis Ende März gleich aussieht, mehr als eine Seite haben kann.

Mode ist eben überhaupt ein schönes Stilmittel, wenn es um die Frage geht, wie man sich der Welt präsentieren möchte. Die zwei Seiten dieser Jacken und Mäntel für den Herbst und Winter bieten somit immerhin mehr als eine Möglichkeit. Zum Beispiel, wenn optisch beide zur Gel-

tung kommen wie bei der Jacke aus Denim und Lammfell von Levi's Made & Crafted (2). Oder dem Modell aus Leder und Lammfell von Porsche Design (1). Wenn man sie auch praktisch einmal wenden und auf links tragen kann, wie die Jacke von Moncler 1952 aus Teddystoff und Daunen (4). Oder den Parka aus Daunen und Wollgemisch von Woolrich (3). Oder die Daunenjacke von Herno (5), die auch eine Strickjacke ist.

Auch Theresa Mays Mantel kam aus dem Haus Herno, also aus Italien. Glück gebracht hat er ihr nicht. Was man aber selbst von einem Mantel mit zwei Seiten wohl kaum erwarten kann. (jwi.) Fotos Frank Röth



SNEAK AROUND (12) ASICS GEL-KINSEI

2019 war ein großes Jahr für Asics. Nach zahlreichen Neuerscheinungen wie dem Gel-Kayano 5 setzt der japanische Sportbekleidungsriese seine Bemühungen mit der Neuerscheinung eines weiteren Archiv-Schuhs fort: Knapp 13 Jahre nach der ersten Veröffentlichung kommt der legendäre Gel-Kinsei zurück. Die neu aufgelegte Silhouette ist eines der technologisch fortschrittlichsten Produkte in der siebzigjährigen Ära von Asics. Das Design des 2006 erstmals erschienenen Gel-Kinsei-Schuhs wurde damals schon als revolutionär gefeiert. Sein Designer Hisanori Fujita ließ sich stark von den Samurai und ihrem Equipment inspirieren. Von der Rüstung, die den Körper schützt und gleichzeitig Bewegungsfreiheit bietet, bis zum Katana-Schwert, das die Form der Ferse des Gel-Kinseis bestimmt. Der Schuh vereint also traditionelle japanische Werte mit den technischen und mechanischen Stilelementen des frühen Jahrtausends.

Als einer der ausgereiftesten Schuhe auf dem Markt kombiniert er das Asics I.G.S. (Impact Guidance System) mit einer Discreet Heel Unit, an der drei große Gel-Segmente angebracht sind. Das ist der wohl markanteste Unterschied zu anderen Asics-Modellen. Die ersten Asics-Turnschuhe mit Gel erschienen zwar bereits 1986 in einer kleinen Auflage, die maßgeblich für den Erfolg von Asics verantwortlich war. Doch die Technologie wurde in den neunziger Jahren immer weiter entwickelt, bis das endgültige System erreicht war. Das Ergebnis kam 2006 mit dem Asics Gel-Kinsei in den Handel und war anders als alles, was bisher von Asics entwickelt worden war.

Drei Bereiche der sichtbaren Gel-Technologie dämpfen den Rückfuß beim Aufprall und passen sich den Stabilitätsanforderungen des Läufers an. Dabei wird die Ferse zum einen fest in einer Kunststoffwiege gehalten, während zum anderen der Läufer von einem idealen Ab-



rollverhalten profitieren kann. Die gewichtsreduzierende Trusstic-Technologie, die erstmals im Gel-Kinsei vorgestellt und unter dem Schuhgewölbe platziert wurde, reduziert außerdem das Gesamtgewicht des Schuhs und verlängert so die Lebensdauer der Sohleineinheit. Bei der Entwicklung wurde ein Hochdruckwasserstrahl eingesetzt, um die Schuhe zu teilen.

Mit seinem technoiden und futuristischen Style, der an die Anfänge des Jahrhunderts erinnert, bringt der Schuh für mich alles zurück, was ich bereits am Original-Schuh von 2006 liebte. Was damals noch ein revolutionärer Sportschuh war, passt dank der klobigen Retro-Optik perfekt in den Modelook von heute. Trotz des Laufschuh-Designs sind die Schuhe für mich also lässig genug, um sie auch im Alltag zu tragen. Ob im Büro, im Fitnessstudio, zum Laufen oder als Lifestyle-Sneaker – der Gel-Kinsei ist ein Allrounder. *Aylin Güler*



Auf Goodwill-Tour in Bonn: Buzz Aldrin, Michael Collins und Neil Armstrong (von rechts)

Foto Günter Paul

VOR 50 JAHREN LANDETEN DIE MONDFAHNER IN BONN

Auf dem Mond waren Neil Armstrong und Buzz Aldrin pünktlich gelandet, und auch den Rückflug zur Erde hatten sie zusammen mit Mike Collins genau nach Zeitplan angetreten. Aber vor der Beethovenhalle in Bonn mussten die Menschen, die dort auf sie warteten, Geduld aufbringen. Man schrieb den 12. Oktober 1969. Erst gut drei Monate waren vergangen, seit Armstrong und Aldrin als erste einen anderen Himmelskörper betreten. Der übrigens nicht, wie in Amerika gelegentlich behauptet wird, aus grünem Käse besteht – das hatten die Astronauten sofort erkannt.

Statt der drei Helden aus Amerika waren es vorerst nur zwei unbekanntere Raumfahrer, die vor der Beethovenhalle zu sehen waren. Gerade mal Buben, aber in Raumanzüge gekleidet. Wohl Relikte vom rheinischen Karneval. Dann aber brach Jubel aus, als die drei richtigen Raumfahrer in der Staatskarosse mit den „Weißen Mäusen“ davor, den Motorradfahrern der Eskorte, die Halle erreichten. Bei all der Begeisterung entging mir, wie ernst die drei Männer sich gaben. Da mochte eine gewisse Erschöpfung durch die Strapazen der letzten Tage im Spiel sein. Dem Volk war es egal, Hauptsache, sie waren endlich da. Die offizielle Goodwill-Tour, auf der sie mit dem spektakulären Mondflug für Amerika und seine Raumfahrt warben, führte sie in 37 Tagen in 24 Länder auf fünf Kontinenten. Bonn, die „provisorische“ Hauptstadt der Bundesrepublik, das „Bundesdorf“, war wohl die kleinste der Städte, die sie besuchten.

Der Terminplan in Bonn lässt erahnen, was die Helden auf ihrer irdischen Tour zu erdulden hatten. Als sie vor genau 50 Jahren zusammen mit ihren Ehefrauen vormittags auf dem Flughafen Köln-Bonn ankamen, wurden sie gleich zum Kölner Rathaus gebracht, wo sie sich ins Goldene Buch der Stadt einschrieben. Danach weiter zur

Beethovenhalle in Bonn, wo noch ein Goldenes Buch auf sie wartete. Nach einer Ruhepause mittags im Hotel folgte die Bundespressekonferenz mit einer Mondfilm-Vorführung, kommentiert von Armstrong und Aldrin. Danach Wiedervereinigung mit ihren Frauen und Gespräch mit Bundespräsident Gustav Heinemann, abends Staatsbankett mit Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger. Am nächsten Tag ging es für Armstrong und Aldrin von Bonn aus für einen etwas ruhigeren Tag nach Berlin, wo sie Collins wiedertrafen. Der dritte im Bunde hatte schon an der Pressekonferenz nicht teilnehmen können, sondern sich hastig verabschiedet, um nach Genua zu fliegen. Dort sollte der in Rom als Sohn des damaligen amerikanischen Militärattachés geborene Astronaut Goldmedaillen einer wissenschaftlichen Gesellschaft für die drei in Empfang nehmen. Mit Deutschland verbindet Collins, dass er – wie Aldrin – eine Zeitlang auf dem amerikanischen Luftwaffenstützpunkt Bitburg stationiert war. Vielleicht waren ihre Gedanken dort, als sie sich in das Goldene Buch der Stadt Bonn eintrugen. Und Armstrong? Dachte er an seine Vorfahren aus Ladbergen im Tecklenburger Land, von denen einer seiner Urgroßväter im 19. Jahrhundert nach Amerika ausgewandert war?

Überall in der Welt waren die drei Mondreisenden damals willkommen – nur nicht in Ungarn. Denn 1945 hatte die amerikanische Armee die von den Ungarn verehrte Stephanskronen übernommen, um sie vor dem Zugriff durch Hitlerdeutschland und die Sowjetunion zu schützen. Man hatte sie aber immer noch nicht zurückgegeben, weil Ungarn kommunistisch regiert wurde. Erst 1978 traf die heilige Stephanskronen wieder in Budapest ein. *Günter Paul*

PRÊT-À-PARLER

ZICKZACK ZUM SITZEN

Mit einer Isolierkante wurde Erik Magnussen berühmt: Der zylindrische Entwurf EM77 für den dänischen Hersteller Stelton mit seinem Kippverschluss ist seit den Siebzigern in vielen Haushalten zu finden. Magnussen, 1940 in Kopenhagen geboren, schätzte funktionales Design. Der Däne, der sich an der Kunsthandwerkerschule zum Keramiker ausbilden ließ, arbeitete zunächst für den Porzellanhersteller Bing & Grøndahl. Zugleich beschäftigte er sich mit Möbeln. Zu seinen schönsten Arbeiten zählt der Klappstuhl Zdown aus dem Jahr 1968. Das Gestell besteht aus einer von zwei Z-förmigen Rohren gebildeten Zickzackstruktur, die an auseinandergebogene Büroklammern erinnert. Sitzfläche und Rückenlehne sind aus Naturleder. Engelbrechts hat das Stahlrohr-Möbel nun neu aufgelegt – fünf Jahre nach Magnussens Tod. *(pps.)*



Aufgeklappt: Stahlrohr-Stuhl von Erik Magnussen

FOTOS: AYLIN GÜLER, HERMÈS

Publita ENews

Alles beginnt mit einem Traum



HERMÈS
PARIS



Fast wie in den Siebzigern: Die Arctic Monkeys – vorne Alex Turner – zwängten sich 2009 für einen Auftritt in Köln in echt enge Jeans.

GESTERN SKINNY, MORGEN SCHLAG

Jeden Morgen zwängten sich Männer und Frauen in ihre Skinny Jeans. Beim Anprobieren verzweifelten sie oft an der Zwei-Finger-Regel, die dem Träger mit jeder Fingerbreite ein schlechtes Körpergefühl vermitteln konnte. Zur Freude vieler und zur Trauer einiger sind die Zeiten dieser Selbstgeißelung seit diesem Jahr endgültig vorbei.

Bevor die Jeans ein Ausdruck von körperlichen Maßstäben wurde, war die enge Hose aus robustem Baumwollstoff etwas anderes: der Ausdruck eines Indie-Lebensgefühls, das sich zum letzten Mal aufbäumte.

„I just wanted to be one of the Strokes, now look at the mess you made me make“: Mit diesen Worten stieg Alex Turner, Frontsänger der Arctic Monkeys, 2018 mit seinem sechsten Studioalbum ein und meinte damit wohl mehr als nur die Musik. Vor zehn Jahren wurde einem ein anderes Lebensgefühl vor Augen geführt: Locken, Jeansjacke, Skinny Jeans, Band-T-Shirts und ein destruktiver Lebensstil – man wollte die Rock-Bewegung der siebziger Jahre imitieren, nur irgendwie anders.

In der „Indie-Szene“ durften – im Gegensatz zu Punk oder Rock – auch die Braven Rebellen sein, ohne zu sehr von der Norm abzuweichen. Der Indie-Rock war ein Teil des Mainstreams, in dem jeder seiner Individualisierung

nachgehen konnte, ohne dabei abseits stehen zu müssen. Die Jugend trug dazu Halstücher und Schmuck. Sie machte sich Dauerwellen oder färbte sich die Haare. Männer und Frauen trugen gleichermaßen die Skinny. Sie spielten mit Geschlechterrollen, Jahre bevor der Begriff der *gender fluidity* überhaupt aufkam.

Indie-Rock-Bands wie Libertines, Bloc Party, Arctic Monkeys und The Kooks trugen maßgeblich dazu bei, dass die Skinny Jeans eine Renaissance erlebte. Die Jeans wurde durch sie ein guter Kompromiss für Menschen, die so sein wollten wie die Musiker, aber das Rampenlicht vermieden.

Doch was, wenn die Hose nicht passt? Dann sendet sie eine negative Botschaft an den Träger: Die Skinny Jeans kann nämlich nicht nur befreiend sein, sondern auch deprimierend. Ihre Aussage: „So wie dein Körper zur Zeit ist, ist er nicht akzeptabel.“ Das fördert zusätzlich Unsicherheiten, denn die Jeans räumt nicht nur Geschlechterrollen aus dem Weg, sondern schließt auch aus, was nicht passt.

Das haben die Indie-Ikonen bemerkt. Heute tragen sie Schlaghosen, Hawaii- oder Vintagehemden aus den Siebzigern – und die Rebellion, die sie verkörperten, wurde so dünn wie der Abstand zwischen Skinny Jeans und den zwei Fingern zwischen Hosenbund und Bauch. *Artur Weigandt*

ALS ICH MIT LUIGI COLANI KNIFFELTE

Der Typ hat mich sofort beeindruckt. Buschiger Schnäuzer, bis zu den Kinnwinkeln hinuntergezogen, dicke schwarze Haare, an den Seiten und hinten lang. Musiker sahen in den Achtzigern so aus, Leslie Mandoki von Dschingis Khan zum Beispiel, auch Fußballspieler oder Rocker, aber niemand, den ich persönlich kannte.

Dass ich mit so einem Mann stundenlang ein Zugabteil teilen sollte, passte zu meinem kleinen Abenteuer. Es muss zu Beginn der Osterferien 1981 gewesen sein. Ich, zehn Jahre alt, ebenfalls mit Mittelscheitel und dunklen Haaren, sollte zum ersten Mal ganz allein eine weite Strecke mit dem Zug fahren. Es ging von Düsseldorf, wo meine Großmutter wohnte, nach München, wo mich meine Eltern in Empfang nehmen sollten. Oma brachte mich in den Zug und schob mich auf den nächstbesten freien Platz. Gegenüber saß dieser Typ, zwinkerte mir freundlich zu und versicherte der Großmutter, dass er ebenfalls bis München fahre und gerne so lange ein Auge auf mich habe.

Die nächsten sechs oder sieben Stunden, so lange brauchte der Intercity damals für die Strecke, spielten wir Kniffel, Mau-Mau und Stadt, Land, Fluss. Zwischendurch zog er sich immer mal wieder hinter Mappen, Zeitschriften und Zeitungen zurück. Das Warten, bis er wieder zu einer Runde bereit war, kam mir endlos lang vor. Aber ich wollte nicht drängeln. Mir war wohl die Gefahr zu groß, dass er die Lust am Spielen verlieren könnte.

In München nahm er mich mit aus dem Zug und übergab mich auf dem Bahnsteig meinen Eltern. Mein Vater, der damals auch einen Schnauzbart trug, wenn auch einen konventionellen (er ist Ingenieur), erkannte ihn sofort: „Sind Sie nicht Luigi Colani, der Designer?“ Mein Spielgefährte bejahte, gab uns die Hand und entschwand.

Worüber wir während der Fahrt geredet haben, weiß ich leider kaum noch. Aber auf meinen Berufswunsch Fußballprofi reagierte er viel positiver als andere Erwachsene. Er machte mir sogar Mut, es unbedingt zu versuchen.

Einige Wochen danach kauften meine Eltern die von Colani entworfene Vase „ab ovo“. An dem Tisch mit der Vase erzählte mein Vater die Geschichte von der Zugfahrt später immer wieder, jahrelang. *Andreas Krobok*



Andreas Krobok, Leiter der FAZ.NET-Audio-/Videoredaktion, links im Alter von zehn Jahren, trauert um einen Spielgefährten. Der Designer Luigi Colani, rechts im Jahr 1997 zu sehen, ist am 16. September im Alter von 91 Jahren in Karlsruhe gestorben.

PRÊT-À-PARLER

VIELE DÜFTE, ABER KEIN ACCENT MEHR BEI CELINE

Hedi Slimane hat mehr Ideen, als in eine Modedesigner passen. Es verwundert also nicht, dass er für Celine nun auch Parfums entworfen hat. Grundlage für die neun Düfte, die in diesem Herbst im Münchner Flagshipstore und der neuen Boutique in Frankfurt erhältlich sind, war das Tagebuch des Designers. Darin hatte er Momente seiner Reisen und seiner Streifzüge durch Paris festgehalten. Die spiegeln sich nun in den Namen der Düfte wieder: Dans Paris, La Peau Nue, Eau de Californie.

All diese Düfte durchzieht eine pudrige Note, der Rest ist eine Hommage an olfaktorische Erinnerungen des Modemachers und an französische Parfums der sechziger und siebziger Jahre. Saint-Germain-Des-Près zum Beispiel feiert das Pariser Viertel mit weißen Neroli-Blüten, cremiger Iriswurzel und vanillewarmem Heliotrope. La Peau Nue beschwört den Duft nackter Haut mit Rose, Reispuder und Vetiver. Reptile wird mit Pfeffernoten, Moos und Leder animalisch. Slimanes Düfte sind androgyn – sowohl Männer als auch Frauen können sie tragen.

Es ist nicht das erste Mal, dass Slimane Parfums entwirft. Als er im Sommer 2000 Kreativdirektor für die Männerlinie von Dior wurde, brachte er nicht mal ein Jahr später



Sie kann ihn förmlich riechen: Das neue Parfum von Hedi Slimane für Celine verbindet dieses antike Paar.

das Dior-Homme-Parfum Higher auf den Markt. Neben klassischer Mode auch Accessoires und Düfte anzubieten, erweitert die Zielgruppe auf jene, die für weniger Geld ein bisschen Luxus besitzen wollen. Bei Dior wuchs der Umsatz unter Slimane stark. Und in seiner Zeit als Kreativdirektor von Saint Laurent (2012-2015) verdreifachte sich der Umsatz des Hauses auf rund eine Milliarde Euro.

Auch Celine richtet Slimane nun neu aus. Im Januar brachte er für das Label die erste Männerkollektion heraus. Gegen den Streetwear-Trend setzt er schmale Silhouetten, statt Sneaker trugen die Models polierte Lederschuhe. Die Damenkollektion holte klassische Celine-Schnitte zurück: Seidenblusen, Faltenröcke, Halstücher. So geradlinig wie diese Mode kommt auch das Design der Flakons und der Verpackung daher. Rechteckig geschliffene Flaschen, auf den weißen Etiketten der schwarze Celine-Schriftzug, der 2018 von Slimane um den Accent aigu gebracht wurde.

Preislich liegt diese Haute Parfumerie über der Konkurrenz: 100 Milliliter gibt es ab 190 Euro. Am ehesten ist es zu vergleichen mit Sondereditionen wie Les Exclusifs von Chanel oder Les Créations des Monsieur Diors. Fans von Nischendüften wittern hier ihre Chance. *Maria Wiesner*

Zeit für *Geist*, Zeit für *Harmonie*



BRUNELLO CUCINELLI

PRÊT-À-PARLER



Alter Mann mit Mantel: Grcic
Zeichnungen auf T-Shirts von Boss.

„WER WÄRE ICH, DAS JACKETT NEU ZU ERFINDEN?“

Herr Grcic, Sie sind eigentlich Möbeldesigner, haben jetzt aber Kleidungsstücke für Boss entworfen. Wie unterscheidet sich diese Zusammenarbeit von Ihren sonstigen Projekten? Die Arbeit an diesem Projekt war ganz anders als sonst. Normalerweise fängt ein Entwurf mit der Konzeption an: Was ist das überhaupt, was ich entwerfen will? Für Boss habe ich nicht etwas von Grund auf neu entworfen. Es gab klare Vorgaben: Es sollten ein Jackett und ein Mantel sein, als Teil der Herbst-Winter-Kollektion 2019. Und wer wäre ich zu sagen: Ich erfinde das Jackett neu? Ich habe die Kleidungsstücke mit dem Blick von außen und mit meiner Erfahrung aus verwandten Disziplinen kommentiert, in Form von Interventionen. Mir hat diese Arbeit großen Spaß gemacht, weil ich dabei viel gelernt habe.

Was für Interventionen sind das?

Für Hugo Boss ist das Herren-Jackett eines der Schlüsselstücke jeder Kollektion. Mein Entwurf sieht aus wie ein richtiges Jackett und ist auch wie ein richtiges Jackett konstruiert. Die wichtigsten Veränderungen haben wir bei den Taschen vorgenommen. Mit ihnen markieren wir eine Art horizontalen Schlitz am Oberkörper. Deswegen verläuft die Brusttasche auch gerade und nicht wie gewöhnlich schräg. Dasselbe Detail findet sich an den Ärmeln wieder. Außerdem haben wir einen Knopf weggelassen. Das Jackett ist eigentlich ein typisches Zwei-Knopf-Modell, aber den unteren braucht man doch sowieso nicht. Die erste Reaktion des Teams in Metzingen war: Das können wir nicht machen! Für mich war das keine große Sache, aber für Hugo Boss stellte das eine Art Bruch dar.

Das Thema der Herbst-Winter-Kollektion 2019 ist Reisen. Inwiefern hat das eine Rolle gespielt?

Wenn man unterwegs ist, hat man viele Dinge dabei, die man nah am Körper tragen möchte. Gleichzeitig leicht erreichbar und gut geschützt. Deshalb haben wir im Jackett so viele Innentaschen untergebracht, wie wir nur konnten. Sie bestehen aus einem durchsichtigen Material und sind eingeklebt, nicht genäht. Genauso beim Mantel, nur dass einige der Taschen hier mit Reißverschlüssen geschlossen werden.

Was macht den Mantel sonst noch aus?

Den Mantel kann man auf zwei Arten tragen. Wenn man die Front wie ein Revers umklappt, wirkt er wie ein richtiger Mantel. Geschlossen, mit hochgeklapptem Kragen, wirkt er wie ein Outdoor-Teil, sehr funktional.

Sie haben auch mit Illustrationen gearbeitet.

Es gibt diese Figur des alten Mannes mit Mantel und Hut, die ich schon vor vielen Jahren erfunden habe. Er taucht in der Kollektion auf den Innentaschen auf und in drei Illustrationen für T-Shirts. Ich finde, der alte Mann ist eine interessante Figur. Einerseits hat er viel Lebenserfahrung, er ist weise. Andererseits ist er ein wenig befremdet. Ab einem gewissen Alter halten wir ja nicht mehr mit den neuesten Entwicklungen mit, zum Beispiel in der Technologie. Die Zeichnungen haben etwas Schrulliges. Ich sehe das als etwas sehr Spielerisches.

Warum hat Hugo Boss Sie denn gefragt?

Wir haben schon einmal zusammengearbeitet, bei der Gestaltung der Yacht für den britischen Segler Alex Thomson, mit der er an der Vendée Globe teilgenommen hat. Boss ist Thomsons Sponsor und lud mich ein, das Äußere des Boots zu gestalten. Sie wussten also, dass man mit mir gut zusammenarbeiten kann. Weil es mir nicht darum geht, nur mein eigenes Ding durchzuziehen. Ich versuche immer, mich stark auf eine Kooperation einzulassen.

Sie haben schon mehrfach für Modeunternehmen gearbeitet, etwa für Prada oder kürzlich für das junge Label Aeance.

Was interessiert Sie an Mode?

Mode mag und verfolge ich, aber ich bin nicht Teil der Modewelt und habe auch keine Ambitionen, Mode zu machen. Was mich interessiert, ist Kleidung, sie ist essenziell, hat viel mit unserem Körper zu tun und ist Ausdruck davon, wer wir sind und was wir sein wollen. Es gibt so viele Parallelen zum Produktdesign. Das gilt auch für das rein Handwerkliche: Man baut etwas aus einem Material. Ich habe schon seit 15 Jahren eine Nähmaschine im Büro, wir nähen viel. Die Frage ist: Wie geht es jetzt weiter? Nach diesen Erfahrungen möchte ich gerne Möbel aus Stoff machen. So wie man eine Jacke konstruiert, könnte man ja auch Möbel konstruieren – denke ich mir jedenfalls. Das wird Spaß machen.

Die Fragen stellte Jasmin Jouhar.



Konstantin Grcic führt seit 1991 ein Studio für Industriedesign, seit verganginem Jahr in Berlin. Er entwirft Möbel und Produkte, aber auch Szenografien für Ausstellungen. Seine Kollektion für Boss ist jetzt online und in ausgewählten Boss-Geschäften erhältlich.

DAS BESTE ZUM ABSCHLUSS, WENN MAN ES DENN SIEHT

Obwohl Designhochschulen Abschlussarbeiten oft im Rahmen von Jahresausstellungen präsentieren, ist es für talentierte Schulabgänger schwer, öffentliche und fachliche Aufmerksamkeit zu bekommen. Gerade für internationales Publikum fehlte bislang ein Überblick. Deshalb entstand die Idee, einen Verbund vieler deutscher Design-Hochschulen zu gründen. Den gibt es jetzt, und seine gemeinsame Ausstellung trägt den Namen „German Design Graduates“. Die Ausstellung will nicht nur talentierte Studenten auszeichnen, sondern hat auch das Ziel, Design, Alltag und Forschung in Einklang zu bringen. Dafür zeigt sie acht Themen, mit denen sich die jungen Absolventen auseinandergesetzt haben – alle vor dem Hintergrund des Klimawandels.

Im Themenbereich „Alltag“ werden Alltagsobjekte präsentiert, die in Verbindung mit Funktionalität, Nachhaltigkeit und Produktion das tägliche Leben positiv beeinflussen. Mit Greta Thunbergs Ozean-Überquerung rückt auch der Themenbereich „Freizeit & Reisen“ in den gesellschaftlichen Fokus. Reisen sind einerseits zu einem Gut geworden, das sich jeder leisten kann. Andererseits fragen sich viele, wie Reisen nachhaltiger werden können.

Im Themenbereich „Transport“ beschäftigen sich junge Designer mit der Frage, wie sich die Infrastruktur auf das Leben des Einzelnen und auf die Umwelt auswirkt. Dabei bekommt das Thema „Material“ einen besonderen Rang. In einer Wegwerfkultur, die besonders mit Umweltproblemen zu kämpfen hat, versuchen die Designer, alternative und nachhaltige Materialien für unsere Zukunft aufzuzeigen.



Simeon Ortzmüller hat das Projekt „CAPTin Kiel“ (Clean Autonomous Public Transport in Kiel) entwickelt. Autonome und emissionsfreie Busse und Fähren sollen die Bewohner Kiels mobiler machen – und ihnen mit der „Floating Platform“ ein neues Wahrzeichen schenken.

Wie man sich in der digitalen Welt bewegen kann, ohne die Verbindung zum Realen zu verlieren, erklären die Designer im Themenbereich „Analog & Digital“. In den vergangenen Jahrzehnten erklang in den meisten Clubs der Großstädte digitale Musik. Natürliche Klänge verschwinden aus dem Wahrnehmungsspektrum. Das ist ein Thema im Bereich „Ton & Musik“. Immer kleiner werdende Lebens- und Arbeitsräume und deren Auswirkungen werden im Bereich „öffentlicher Raum“ beleuchtet.

Bei alledem spielt der aktuelle Stand der Wissenschaft eine große Rolle, und deswegen lautet der letzte Themenblock „Forschung“. Hier fragen die jungen Designer danach, wie man in Zukunft mit nachhaltigen Methoden die Lage für Design und Designer verbessern kann. Die erste „German Design Graduates“-Schau ist im Kunstgewerbemuseum in Berlin zu sehen. Eröffnet wurde sie am Donnerstag. Sie wird etwa einen Monat lang gezeigt und von Veranstaltungen begleitet. *Artur Weigandt*

FOTOS: HERSTELLER ©, SIMEON ORTSMÜLLER



Ducale

MOORER[®]
VERONA

MADE IN ITALY

WWW.MOORER.CLOTHING



DIESES GEMÜSE KÖNNTE DIE INSEL RETTEN

Die spinnen, die Briten! Tun sie es nicht? Auf die Hilfe des Galliers Obelix, der in den Zaubertrank fiel und seither überirdische Kräfte hat, hätte Richard Mann wohl nur zu gern zurückgegriffen – um seinen 291,7-Kilogramm-Kürbis (Bild unten) zur Harrogate Autumn Flower Show in der englischen Grafschaft North Yorkshire zu bringen. Sogar der elektrische Palettschieber kapitulierte unter der Last der übergroßen Panzerbeere. Also musste Mann, der seinen Namen offenbar vollkommen zu Recht trägt, selbst mit anschieben. Der Körpereinsatz zahlte sich aus: Überlegen gewann der Gemüsezüchter aus Leeds den ersten Preis in der Kategorie der schwersten Kürbisse.

War es seine Freude an der vielsamigen Frucht? Oder war dieser Mann einfach nur erschöpft? Jedenfalls machte er es sich nach der verdienten Ehrung erst einmal auf dem unförmigen Ungetüm bequem.

Craig Pearson hingegen hatte von vornherein gut lächeln. Denn auch wenn ein Kohlkopf schwer ist, wiegt er gerade einmal 27,4 Kilogramm. Von einer Person vom Schlage Pearsons ist er also leicht mit der Schubkarre aufs Wettbewerbsgelände zu schieben (Bild oben). Platz eins in der gewichtigsten Kohlkategorie!

Auch die Frage „Wer hat die längste Gurke?“ musste in Harrogate geklärt werden, denn seit 2011, seit dem hundertsten Geburtstag der Blumenschau, gibt es den Wettstreit um alle möglichen Riesengemüse. Graham Barratt aus Gloucester (Mitte rechts), dessen bestes Stück 92 Zentimeter misst, war den anderen eine Nasenlänge voraus. „Ich fühle mich geehrt, der Gewinner der längsten Gurkenklasse zu sein“, sagte er der Website „Gloucestershire Live“, die nebenbei aufdeckte, dass der Züchter auf ein biologisches Potenzmittel namens Carbon Gold Biology Blend zurückgreift.

Vielleicht ist die Show im Norden Englands, wo eine Mehrheit für den Austritt aus der Europäischen Union votierte, aber nicht nur sinnbildlich für ein Volk, das sich am Bizarren erfreut. Vielleicht sind die Unwägbarkeiten – Brexit? Nicht Brexit? Wie Brexit? – leichter zu ertragen, wenn man schon mal eine Anbauschlacht vorbereitet. Auch wenn manches prämierte Riesenerzeugnis kaum in den Garten einer insularen Doppelhaushälfte passt.

Ein Mittel zur Lösung dieses Platzproblems wäre womöglich der Anbau von Lauch. Denn wie weit auch immer sich *Allium ampeloprasum* in alle Richtungen entfaltet: Die Blätter, die diesen beiden Herren die Welt bedeuten (Mitte links), lassen sich, thank God, schön ordnen. Und leicht ist der Lauch auch. Man braucht nicht einmal übernatürliche Kräfte, man kann ihn sogar mit spitzen Fingern halten. *Niklas Zimmermann*

FOTOS: AFP/BL/DPA

SPORTSWEAR COMPANY GERMANY GMBH +49 (0)89 35892730

MÜNCHEN, MAXIMILIANSTRASSE 27

HAMBURG, HOHE BLEICHEN 22



711PA PAINTBALL CAMO_COTTON/CORDURA®
FISHTAIL ANORAK MADE OF A RESISTANT COTTON REP BLENDED WITH ULTRA-TWISTED CORDURA® YARNS. CORDURA® LENDS EXTRA STRENGTH AND TENACITY TO THE FABRIC. THE GARMENT IS DYED WITH THE ADDITION OF AN ANTI-DROP AGENT. THE EXCLUSIVE CAMOUFLAGE APPEARANCE, DIFFERENT ON EACH GARMENT, IS OBTAINED BY 'SHOOTING' COLOURS ON THE FINISHED GARMENT THROUGH AN INNOVATIVE TECHNIQUE. ALSO THE STONE ISLAND BADGE. THE PIECE IS PADDED WITH PREMIUM FEATHERS. LARGE PROTECTIVE HOOD WITH DRAWSTRING AND THROAT FLAP WITH SNAPS, WITH INNER SECOND DETACHABLE HOOD IN WOOLLEN FELT. THE FISHTAIL BOTTOM CAN BE SHORTENED USING THE SNAPS.

PRÊT-À-PARLER

STONE ISLAND
WWW.STONEISLAND.COM

„ZUERST DIESE WAGENREIHUNG – UND JETZT DAS“

Es war ein ungewöhnlich kalter Oktobertag, an dem sich im ICE 105 von Köln auf dem Weg nach Basel, eine Viertelstunde vor dem Halt am Fernbahnhof des Frankfurter Flughafens, zwischen einer älteren Dame und ihrem Gatten folgender Dialog entspannt:

Sie: „Wir sind gleich da, hol doch bitte schon mal die Koffer.“

Er geht zur Kofferablage und kommt mit einem Koffer zurück. Er geht wieder zur Kofferablage, sucht kurz, dreht sich um, sucht weiter und kommt kopfschüttelnd zurück.

Er: „Ich finde nur einen Koffer.“

Sie: „Und wo ist der andere?“

Er: „Den finde ich ja nicht.“

Sie: „Der wird ja nicht weg sein.“

Er: „Ich schaue noch mal.“

Sie: „Ja, schau doch noch mal.“

Er geht den ganzen Wagen ab. Überprüft Stauräume, Ablagen zwischen den Sitzen. Nichts.

Er: „Der ist nicht da.“

Sie trinkt Apfelschorle.

Sie: „Hast du den Anhänger drangemacht, den ich gekauft habe?“

Er: „Ja, habe ich.“

Sie: „Und das Kofferband?“

Er: „Ja, das auch.“

Sie: „Schau doch mal in dem anderen Wagen.“

Er verlässt den Wagen und kommt einige Minuten später wieder.

Er: „Der ist da auch nicht.“

Sie: „Wo ist er denn dann?“

Er: „Ich weiß es nicht. Der Schaffner sagt, der kann nicht weg sein, der Koffer.“

Sie: „Dann würde er ja da sein, wenn er nicht weg wäre.“

Er: „Der Schaffner sagt ...“

Sie: „Lass mich jetzt einfach in Ruh!“

Er: „Der Schaffner ...“

Sie: „Schluss mit den Erklärungsversuchen!“

Sie schweigen sich an. Sie trinkt Apfelschorle.

Er: „Der Schaffner hat gesagt, dass Taschendiebe in Köln unterwegs waren.“

Sie: „Und was wollen die mit meinem Koffer?“

Er: „Es besteht die Möglichkeit ...“

Sie: „Schieb dein Eigenversagen jetzt nicht auf andere. Ich warne dich!“

Er: „Ich ...“

Sie: „Ruhe!“

Der Mann verzweifelt zusehends. Er kramt in der Netztasche am Sitz.

Sie: „Denkst du, da findest du ihn?“

Sie trinkt Apfelschorle. Er versucht, versöhnliche Töne anzuschlagen.

Er: „Vielleicht schaffen wir es ja mit einem Koffer.“

Sie: „Wir fliegen nach KENIA!“

Er: „Lass uns doch die Reise davon nicht verderben lassen.“

Sie: „HANS-HERBERT! Da sind Kosmetika drin! Schuhu! Das brauche ich alles!“

Er: „Das passiert halt manchmal.“

Sie: „DEIN Koffer ist ja auch noch da!“

Er: „Wir müssen jetzt das Beste aus der Situation machen.“

Sie: „Zuerst diese Wagenreihung – und jetzt das. Tut mir leid, aber das ist zu viel.“

Sie schweigen sich an. Ein Zugbegleiter kommt vorbei und sagt, er habe den beschriebenen Koffer im ganzen Zug nicht gefunden.

Sie: „Hast du den Koffer überhaupt eingepackt?“

Er: „Ich meine ja.“

Sie: „Meinst du also.“

Er: „Wir haben doch gemeinsam das Taxi zum Bahnhof genommen.“

Sie: „Und war da der Koffer noch da?“

Er: „Ich meine ja.“

Sie: „Und weißt du es auch?“

Er: „Du warst doch dabei!“

Sie: „Ich habe nicht darauf geachtet.“

Er: „Aber kannst du dich erinnern ...“

Sie: „Die Koffer unterlagen die ganze Reise über deiner Verantwortung, Hans-Herbert.“

Der Zug fährt in den Flughafenbahnhof ein.

Sie: „Und jetzt? Ich steige hier nicht aus.“

Er: „Jetzt komm.“

Sie: „Du kannst ja aussteigen mit deinem Koffer.“

Er: „Wir kaufen dir alles neu im Urlaub.“

Sie: „Das gibt es da alles nicht, was ich brauche.“

Er: „Früher wäre das doch auch kein Problem gewesen!“

Sie: „Das kann nur jemand sagen, dessen Koffer nicht verloren ging.“

Dem Mann platzt der Kragen: „Man kann mit dir auch nicht verreisen. Du bist nur gut zum Zuhausebleiben. Du meckerst zu viel.“

Das sitzt. Sie steigt schweigend, aber erhobenen Hauptes aus, er hievt den Koffer hinterher.

„Du hast recht, Hans-Herbert“, sagt sie. „Flieg du nach Kenia. Ich bleibe hier.“

Aufgezeichnet von Florian Siebeck.

Aus „Grund dafür sind Verzögerungen im Betriebsablauf“. Das Buch, herausgegeben von Maria Wiesner, erscheint am 14. Oktober bei Harper Collins, hat 208 Seiten und kostet zehn Euro.



MONDO MENDINI

Vor 25 Jahren wurde der Neubau des Groninger Museums eröffnet. Chefarchitekt war Alessandro Mendini, beteiligt waren zudem die Architekten Michele De Lucchi, Philippe Starck und Coop Himmelb(l)au. Das Kunstmuseum auf einer Insel der niederländischen Stadt Groningen setzt sich aus unterschiedlich gestalteten Pavillons zusammen, der markante gelbe Turm beherbergt Teile des Depots. Mendini, der im Februar im Alter von 87 Jahren in Mailand verstarb, hatte anlässlich des diesjährigen Jubiläums schon vor zwei Jahren begonnen, eine Ausstellung über sein eigenes Schaffen vorzubereiten. Museumdirektor Andreas Blühm ließ dem großen italienischen Designer freie Hand. An diesem Samstag wird die Schau „Mondo Mendini – Die Welt von Alessandro Mendini“ fürs Publikum geöffnet.

Die Ausstellung zeigt einen Querschnitt durch Mendinis umfangreiches Werk, darunter eine drei Meter hohe Riesenversion des kuriosen Kitschessels Poltrona di Proust aus der Fondation Cartier. Auch die aus drei Kreisen bestehende LED-Leuchte Amuleto darf nicht fehlen, Mendini hatte sie eigens 2013 für seinen Enkel entworfen. Sie sollte ihm Glück bringen, die drei Kreise symbolisieren Sonne, Mond und Erde. Zu Ehren Mendinis stellte der Koreaner Bang-ung Song bereits am Freitag mit dem Hersteller der Leuchte Ramun eine limitierte Sonderedition im Groninger Museum vor: Amuleto Pearl. Jede der 17 Leuchten ist mit schwarzem Lack und 1566 Perlmutterplättchen verziert. Die dafür verwendete Technik heißt Najeon-jang – und sie ist mehr als 1000 Jahre alt. (pps.)

Die Ausstellung „Mondo Mendini“ ist bis zum 5. Mai 2020 im Groninger Museum zu sehen.

FOTOS: PRIVAT, ATELIER MENDINI

PRÊT-À-PARLER

WARUM BAUCHTASCHEN VERBANNT GEHÖREN

Früher wurde sie nur von Drogendealern getragen, um Stoff zu verkaufen, heute ist sie en vogue: Die Bauchtasche ist innerhalb von vier Jahren zum Massenphänomen geworden. In der Tschechischen Republik wird sie „die tschechische Geschmacklosigkeit“ genannt. Das trifft es gut.

Wo die Ursprünge der Bauchtasche liegen, ist bis heute ungeklärt. Womöglich ist sie auf die Gürteltasche des 5000 Jahre alten Ötzi zurückzuführen. Wahrscheinlicher ist jedoch, dass die urbane Bohème ein altes „Bravo“-Heft aus den Zeiten der Eltern gefunden oder ein Polaroidbild von einem Mallorca-Trip gesehen hat. Da hätte die Bauchtasche auch Sinn, nämlich handlich, praktisch und sicher zu sein.

Doch wenn man heutzutage in Berlin, Köln oder Hamburg aussteigt, sieht man Jugendliche, die in ihren Raver-Jacken, weißen Buffalo-Sneakern und Bauchtaschen fast uniformiert durch Kreuzkölln, Ehrenfeld und Schanzenviertel spazieren. Dann merkt man, dass der Drang zur Individualisierung seine eigenen Kinder frisst.

Burberry, Gucci, Louis Vuitton und natürlich die Billiganbieter haben sich den Trend umgeben. Dabei ergibt sich aus den Taschen keinerlei ästhetischer Mehrwert. Sie lenken den Blick weg von der Kleidung hin zu der Tasche und machen damit das restliche Outfit obsolet. Jeder, der eine Bauchtasche trägt, sieht plötzlich aus wie ein übermüdeten Raver oder ein seltsamer Drogendealer.

Vor allem zeigt der Trend, dass die Generation der Bauchtaschenträger keinen großen Drang zur Innovation zu haben scheint. Eher wollen sie das Bestehende reformieren, immer in Richtung achtziger Jahre.

Auch andere Retro-Phänomene wie die Wiederverwertung von Modern Talking durch Capital Bra oder Kay One sind modern geworden. Der Bauchtaschenträger begreift sich absichtlich als rückwärtsorientiert. Er will sich geradezu verzweifelt von der Hochkultur abgrenzen, obwohl die Bauchtasche schon seit 2015 im Mainstream angekommen ist. Und dort ist er auch geblieben.

Denn kaum eine Tasche bietet nur vermeintlich so viel modischen Handlungsspielraum wie die Bauchtasche, sei es leger mit Jogginghose und T-Shirt oder klassisch mit Rollkragenpullover und Chinothosen.

Es funktioniert, und es ist praktisch. Aber nur weil es praktisch ist, muss es nicht ansprechend sein. Vor allem,

wenn die Bauchtasche bei manchen Trägern so wirkt, als wäre sie ein übergroßer Tumor.

Die Bauchtasche ist ein Mainstream-Produkt einer Zeit, in der Alltagsmode nicht davon geprägt ist, dass sie handhabbar ist, sondern davon, dass man seine Einzigartigkeit ausdrücken möchte. Damit führen die Träger den Sinn der Tasche ad absurdum: Sie sprechen ihr das deutsche Urlaubsklischee ab und nehmen dem Drogendealer, dem Rapper und dem Gangster seine Credibility.

Denn wenn jeder eine Bauchtasche trägt, kann auch jeder Drogendealer sein. Dann kann im Umkehrschluss jeder gleich sein – und das ist sicherlich nicht der Zweck der Mode, denn das ist Gleichmacherei.

Man könnte auch, nur zum Beispiel, seine Wertsachen in die Innentasche einer Jacke stecken. Dafür wurden schon vor Jahrhunderten Innentaschen entwickelt.

Oder, wow, wie wär es mit einer Umhängetasche? Und wenn man eine Bauchtasche auf dem Rücken trägt, dann kann man sich auch gleich einen Rucksack anschaffen. Oder, um das Hipster-Bedürfnis zu befriedigen: Mit einem klassischen Seemannsbeutel kann man zumindest auf einen Rave gehen. *Artur Weigandt*



Von Simon Schwartz

Prüfung bestanden.“ Als Marianne Burbott die zwei dünnen Worte auf dem Telegramm liest, das am Mittag des 6. September 1969 in ihrem Briefkasten liegt, ist sie erleichtert. Gerade hatte sie an der Erweiterten Oberschule Bad Freienwalde zwei Doppelstunden Deutsch und Englisch unterrichtet, als wäre es der normalste Samstag der Welt, danach ihre Tochter Anja von der Krippe abgeholt. Doch nun, endlich: „Prüfung bestanden!“ Das vereinbarte Codewort. Nach 15 Monaten zähen Wartens, drückenden Schweigens, fehlgeschlagener Pläne und Drohungen der Stasi soll die perfekte Flucht beginnen. „Irgendwann willst du nur noch, dass es losgeht“, sagt sie, „egal wie die Sache ausgeht.“

Der Achtundzwanzigjährige ist zu diesem Zeitpunkt längst klar, dass sie in der DDR unter Beobachtung steht. Sie hatte sich verdächtig gemacht, weil sie Abzeichen der westlichen Friedensbewegung trug, weil sie ins kommunistische Ausland gereist war und dort Westdeutschen begegnete, was ihr als Lehrerin eigentlich verboten war. Erst recht war sie verdächtig, als die Stasi Wind davon bekommen hatte, dass für ihre Schwangerschaft ein Hans Baumans aus Leverkusen verantwortlich war.

Für eine DDR-Lehrerin war das eine außergewöhnliche Situation. Daher muss an jenem Samstag im September alles so wirken wie immer. Die Wohnung, so hatten es Baumans und Burbott abgesprochen, muss aussehen, als würde die junge Mutter nur eben ein paar Besorgungen machen. Keine Reisetaschen dürfen beim vermeintlichen Spaziergang mit Kinderwagen darauf hindeuten, dass es sich um den Beginn einer Flucht handelt.

Das Kind, das gerade an Durchfall leidet, wird gefüttert und gewickelt, ein Sedativum aus dem Westen soll es später beruhigen. Marianne Burbott hat vier Stunden, um rechtzeitig am Bahnhof Michendorf im Südwesten Berlins zu sein. Dort soll Baumans sie abholen und in der Dämmerung durch ein Wäldchen zu seinem VW Käfer führen, der auf dem Rastplatz Michendorf am Rand der Transitstrecke geparkt sein soll. Mit einem gefälschten Pass für sie im Gepäck sowie den passenden Ein- und Ausreiseformularen – sofern alles so geklappt hat, wie sich

Freie Fahrt

Vor 50 Jahren verhalf Hans Baumans seiner Lebensgefährtin und ihrem gemeinsamen Kind zur Flucht aus der DDR – mit einem privaten Fälscherzirkel.

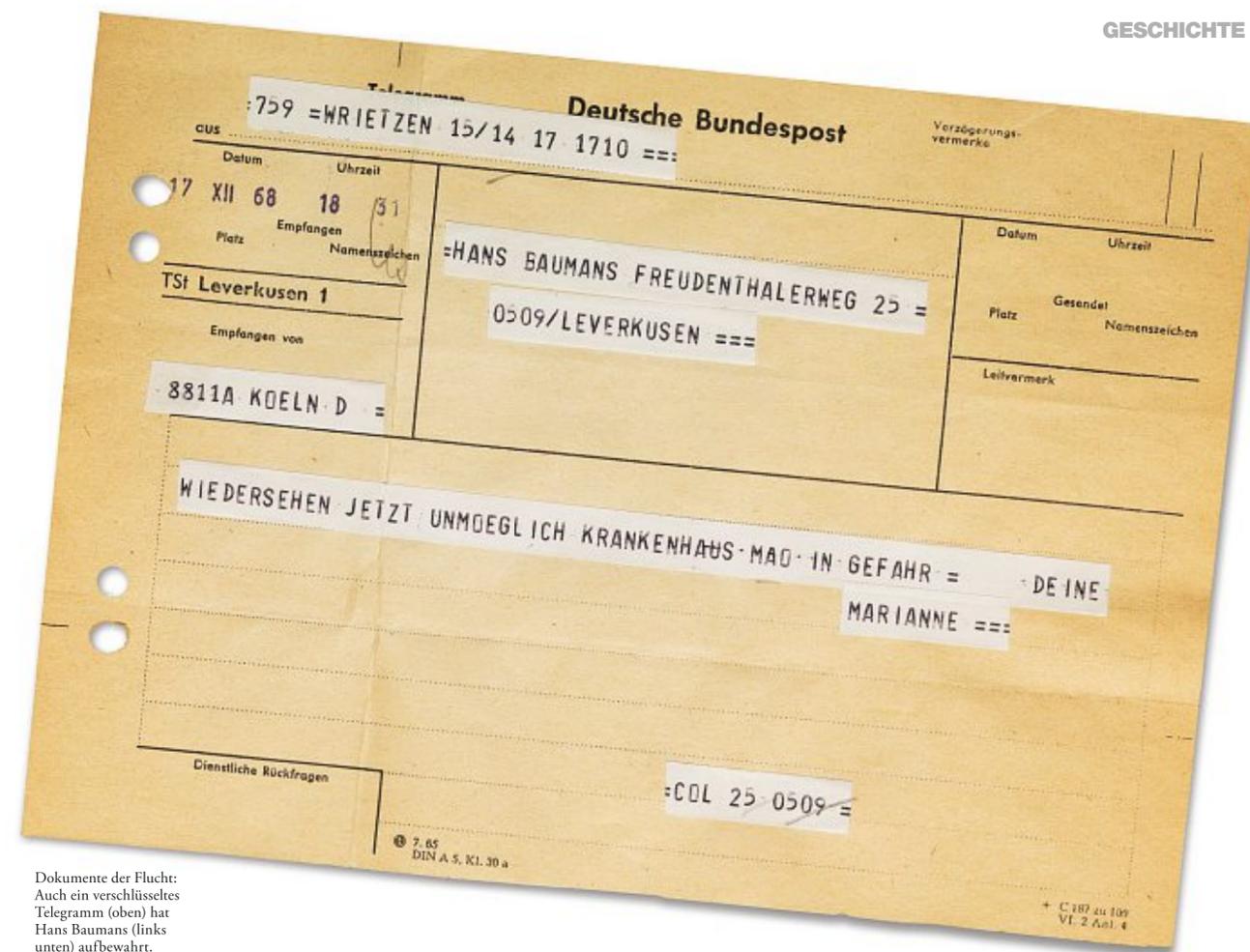
Von Martin Häusler
Fotos Stephan Pick

Baumans das gedacht hat. In den vergangenen Monaten hatte der Beamte aus dem Westen die Lücken im Ein- und Ausreisensystem der DDR untersucht und war dabei auf eine clevere, aber auch riskante Lösung gestoßen.

Ihre Liaison hatte im Sommer 1967 am Goldstrand von Varna begonnen, dem Ort, der damals der Welt vorkommen sollte, dass man auch im sozialistischen Bulgarien auf Augenhöhe mit Miami sein kann. Marianne Burbott und Hans Baumans waren beide ohne große Absichten ans Schwarze Meer gereist. Sie wollte mit ehemaligen Studienfreundinnen den Sommer genießen, er musste von einem Freund überredet werden, mit in eine Region zu reisen, die er bisher gemieden hatte. Schon nach wenigen Tagen begegneten sich West und Ost in einer Diskothek, alle mochten einander, besonders Marianne und Hans fanden sich sympathisch.

Der unsichtbare Reisebegleiter der Stasi schrieb in seinem Bericht: „Burbott hat Kontakt zu westdeutschen Bürgern unterhalten und über ihre Verhältnisse gelebt. Sie verkehrte ständig mit ihnen im Hotel. Nachbar bis ca 4 Uhr geöffnet.“ Sie selbst sagt heute: „Ich bedauerte es sehr, dass wir Abschied nehmen mussten nach dem Urlaub.“ Und als müsste er sich heute noch einmal rechtfertigen, sagt Hans Baumans: „Es war zwecklos, dass man sich weitergehende Gedanken machte. In den Sechzigern war es sehr schwierig, Ost-West-Beziehungen zu führen, geschweige denn den Anderen rüberzuholen. In dieser Zeit wurde die DDR schon als Bedrohung empfunden, damit wollte niemand etwas zu tun haben. Und in den Osten überzusiedeln kam für mich nie in Frage, ich wäre dort grenzenlos gescheitert.“

Ende Mai 1968 besuchte Hans Marianne für einige Tage in Bad Freienwalde. Beide haben den Besuch in schöner Erinnerung. Er tauchte in eine andere Welt ein. Gleichzeitig schien beiden eine dauerhafte Beziehung nicht möglich, zu krass waren die politischen Gegensätze. Der Mauerbau, gerade einmal sieben Jahre her, ersticke jeden Gedanken an ein Miteinander zweier deutscher Staaten. Die vielen Fluchtversuche, die tödlich endeten, zeigten, dass die Mauer ein fast unüberwindbares Bollwerk war.



Die Einstellung von Hans Baumans änderte sich erst, als er im August 1968 einen Brief von Marianne erhielt, in dem sie ihm mitteilte, dass sie von ihm schwanger sei. Die Nachricht machte ihn konfus. „Ich brauchte einige Tage, um mit der neuen Situation zurechtzukommen.“ Noch mehr beschäftigte ihn der Gedanke, wie es weitergehen sollte. Telegramme wurden geschrieben, sie vereinbarten ein schnelles Treffen am Bahnhof Friedrichstraße in Ostberlin. „Erwarte mich Samstag ab 11 Friedrichstraße“, protokollierte die Stasi mit.

An besagtem Datum wurde Hans Baumans nicht nur von seiner Urlaubsbekanntschaft erwartet. Er musste die Schlange der Einreisenden am Grenzübergang Heinrich-Heine-Straße in Ostberlin verlassen und wurde befragt. Beim Entleeren der Taschen kam der Brief zum Vorschein, den Marianne ihm Anfang des Monats geschrieben hatte. An diesem 31. August hielt die Stasi fest: „Aus einem Brief der DDR-Bürgerin ging hervor, dass sie sich in einem tiefen seelischen Konflikt befindet und ein Kind von B. erwartet. Sie sieht dadurch ihre berufliche Laufbahn als zerstört. Bei der kurzen Unterhaltung gab der B. Auskunft, war aber nicht besonders zugänglich. Aus dem Gespräch ging hervor, dass er sich nicht mit der Absicht trägt, die DDR-Bürgerin zu heiraten.“

Hilflosigkeit überschattete das Treffen. Baumans und Burbott gingen spazieren, um nicht belauscht werden zu können. Sie waren sich einig, dass sie zusammenbleiben wollten. In den folgenden Wochen lotete das Paar aus, auf welchen Wegen eine offizielle Übersiedlung von Marianne in die BRD möglich sein könnte. Sie versuchten es bei dem bekannten DDR-Rechtsanwalt Wolfgang Vogel. Er hatte von sich reden gemacht, weil er an der Zusammenführung von Bürgern mit ihren Familien in der Bundesrepublik beteiligt war. Vogel war es auch, der in den siebziger und achtziger Jahren im großen Umfang den Freikauf politischer Gefangener aus DDR-Haft in den Westen organisierte – für Sachleistungen und Geld im Wert von mehreren Milliarden Mark.

Das erste Treffen mit dem Anwalt verlief ernüchternd. Die politische Situation sei katastrophal, alles werde abgelehnt. Beide konnten nicht ahnen, dass Vogel ihr Ansinnen unmittelbar der Stasi übermittelte. Auch Fachanwälte in Westberlin machten keine Hoffnung. Dass

einer Ausreise zugestimmt werde, sei äußerst unwahrscheinlich. Einen letzten Anlauf nahm Baumans über einen nordrhein-westfälischen Landtagsabgeordneten, der auf einem Flug nach Westberlin neben ihm saß. Er versprach, sich mit Baumans' Anliegen an Heinrich Köppler zu wenden, damals Parlamentarischer Staatssekretär im Innenministerium. Köppler schrieb wenige Wochen später: „Im gegenwärtigen Augenblick kann ich Ihnen nur wenig Hoffnungen auf eine schnelle Regelung machen, da dem erhebliche politische Schwierigkeiten entgegenstehen.“

Es war inzwischen Dezember, Marianne Burbott im siebten Monat, und die Phantasie schien ausgeschöpft. Baumans wurde bewusst, dass eine legale Zusammenführung kurzfristig nicht möglich war. Also begann er, über eine Flucht nachzudenken. 1968 arbeitete er als Organisationsberater bei der Stadt Leverkusen, betreute mehrere Dienststellen. Er hatte einen guten Draht zu Hans Gerold, dem Leiter des Einwohnermeldeamts. Mit dessen Hilfe beschaffte er einen Westpass für die Mutter seines künftigen Kinds. Mit dem Dokument würde Marianne Burbott über ein sozialistisches Drittland problemlos ausreisen können. Doch zwei Anläufe scheiterten vorzeitig: Erst musste die Warschauer Variante abgelesen werden, da Baumans im Gegensatz zu seiner Partnerin keine Einreisegenehmigung nach Polen erhielt. Dann scheiterte die Ausreise aus Budapest im letzten Moment, weil die Stasi durch die Beantragung der beiden Auslandsreisen missstrauisch geworden war.

Vier Tage vor dem geplanten Flug nach Budapest stand ein Mitarbeiter der Stasi vor der Tür von Marianne Burbott. „Ich bat ihn hinein, kochte sogar Kaffee für ihn“, erinnert sie sich. „Ich musste mich sehr zusammenreißen, da ich zu dem Zeitpunkt starke Wehen hatte. Ich stehe unter Fluchtdruck, eröffnete er mir. Das würde fünf Jahre Gefängnis bedeuten. Er sei da, um mich zu warnen. Ich sagte ihm, dass wir uns nur treffen wollten, und versuchte, alles zu verharmlosen. Ich war bemüht zu zeigen, dass ich vor einer Flucht ungläubliche Angst haben würde. Und natürlich vergaß der geschulte Offizier nicht zu sagen, dass in Anbetracht der Schwangerschaft auch das Leben des Kinds auf dem Spiel stehen würde.“

Die Situation war zu viel für sie, die Wehen wurden stärker. Kurz nach der Begegnung wurde Marianne Bur-

bott ins Krankenhaus im 13 Kilometer entfernten Wrietzen gebracht. Eine Frühgeburt drohte. Es war der 16. Dezember, am 20. hätte sie über Ungarn fliehen wollen. Jetzt hieß es plötzlich, dass sie bis zum 1. März bei totaler Ruhe im Bett würde liegen müssen. Sie telegrafierte nach Leverkusen: „Wiedersehen jetzt nicht möglich. Krankenhaus. Mao in Gefahr. Deine Marianne.“ Mao, das war der Deckname für ihr ungeborenes Kind.

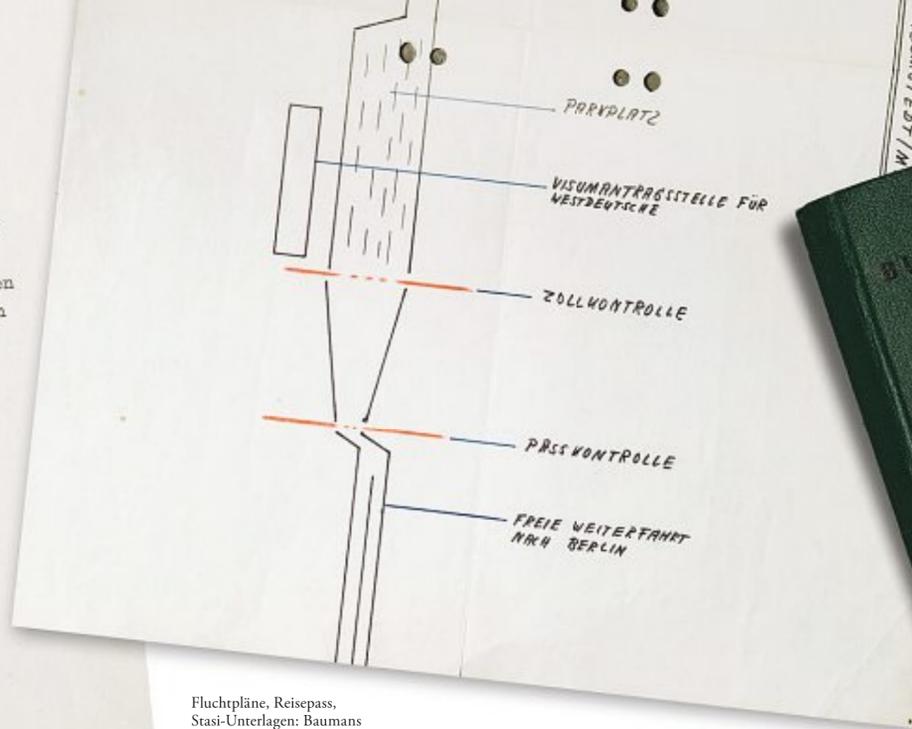
Auch Oberleutnant Hoppe, der unerwartete Besucher, brachte etwas zu Papier. In fehlerhaftem Deutsch tippte er in seine Schreibmaschine: „Ihr wurde zu verstehen gegeben, das Sie, sollte sie sich bei ihrer bevorstehenden Reise nach Budapest tatsächlich mit den Gedanken tragen die DDR zu verlassen, von diesen zurücktreten soll und alle Folgen aus ihrer Situation tragen müsse da sie bei einer Verwirklichung evtl. Gedanken des illegalen Verlassens der DDR ihr und des Kindes Leben aufs Spiel setzen könnte, bzw. mit den Gesetzen der DDR in Konflikt käme. Sie sagte, sie habe nicht die Absicht illegal zu gehen, wüsste auch keine derartigen Wege und Möglichkeiten. (...) Ihre Worte und Darlegungen klangen keineswegs überzeugend.“

Oberleutnant Hoppe täuschte sich nicht. „Seit der Unterhaltung mit der Stasi war mir klar: Es geht jetzt nur noch durch die Höhle des Löwen, über eine der innerdeutschen Grenzen“, sagt Marianne, die heute Baumans heißt. Und das mit einem Säugling, denn vor der Geburt würden sie nichts mehr unternehmen können. Zwar wagte Hans Baumans am 21. Dezember 1968 noch einen Überraschungsbesuch im Krankenhaus, eine Stunde lang. Doch Weihnachten und Silvester verlebten Burbott im Osten und Baumans im Westen, niedergeschlagen.

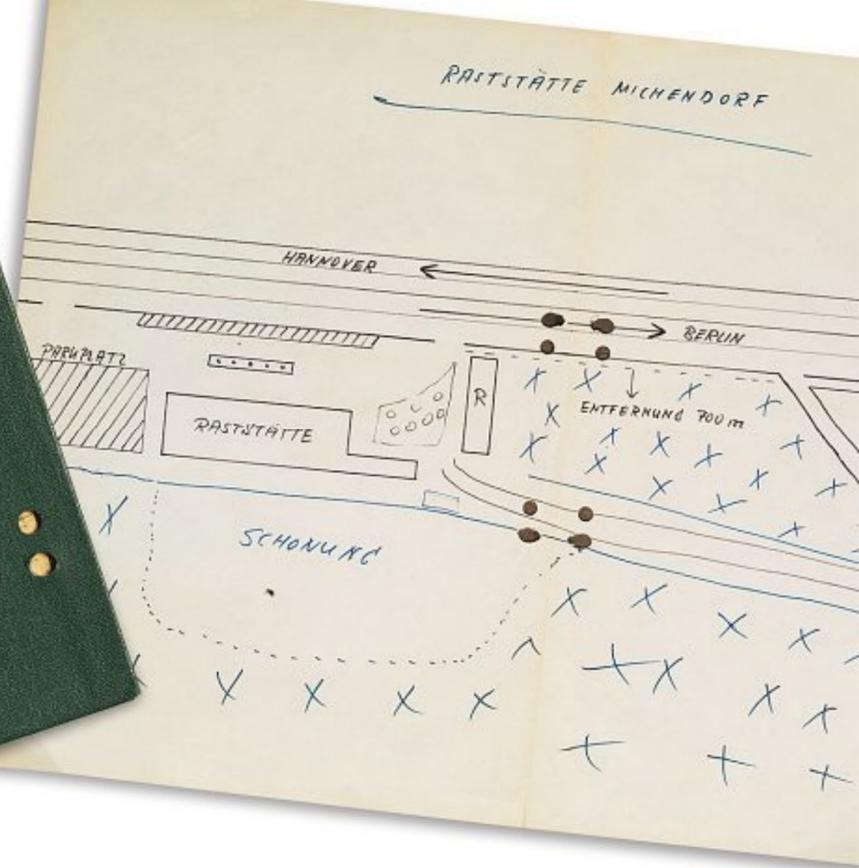
Ende Januar 1969 wurde Marianne von ihrer Mutter, die bei der Volkspolizei arbeitete, nach Hause geholt. Während eines Manövers der Roten Armee in Brandenburg wurde am 1. März Tochter Anja Regis geboren. Sechs Wochen später hielt Baumans sein Kind bei einer Tante seiner Partnerin am Ostberliner Müggelsee erstmals in den Armen. Gefühle? „Es war alles unterkühlt, weil wir alle so unter Druck standen“, sagt er. „Die ganze Euphorie wurde direkt durch den Gedanken erstickt, was nun werden würde.“ Und sie sagt: „Jetzt waren wir zu dritt. Aber die Freude war niedergedrückt. Alles war überschattet.“

- e) Angestellter
- f) Stadtverwaltung Leverkusen
- h)
- i)
- j)
- k)
- l)
- m)

n) Der Baumanns steht im dringenden Verdacht, am 6.9.1969 seine Freundin Burbott, Marianne aus Bad Freienwalde mittels PKW unter Ausnutzung gefälschter Ausreisekarten und eines Bundesbürger-Personalausweises auf den Namen Adams, Marianne über den Güst Drewitz nach Westberlin ausgeschleust zu haben.
(3. vorliegendes Material ab Seite)



Fluchtpläne, Reisepass, Stasi-Unterlagen: Baumanns nutzte eine der wenigen Lücken im Ein- und Ausreisensystem der DDR.



In dieser bleiernen Zeit zwischen Weihnachten 1968 und Pfingsten 1969 nahm der Fluchtplan konkrete Formen an. Für Baumanns kamen Versuche, die das Leben der jungen Familie gefährden würden, nicht in Frage. Durch die nach der Geburt häufigeren Ein- und Ausreisen in seinem VW Käfer konnte er die Abläufe an den Grenzübergängen Helmstedt/Marienborn und Drewitz/Dreilinden sowie entlang der Transitstrecke. Er konstruierte in Gedanken mögliche Fluchtoptionen, verwarf die Pläne aber immer wieder, weil sie irgendwo einen Haken hatten. Am Ende landete er bei einer einzigen möglichen Strategie: Einreise als Einzelperson per Auto in die DDR. Marianne steigt mit dem Kind an einem vereinbarten Treffpunkt am Rand der Transitstrecke in den Wagen. Ausreise mit drei Personen und passenden Ausreisepapieren.

Der banal klingende Plan konnte nur gelingen, wenn man die wenigen Nachlässigkeiten im System ausnutzte. Sie ermöglichten es, die DDR über offizielle Grenzstationen zu verlassen. Das ging so: Bei der Einreise von West nach Ost bei Marienborn musste das Fahrzeug auf einem Parkplatz abgestellt werden. Der Fahrer stieg aus, um in einem Gebäude das Transitvisum zu beantragen. Die Mitfahrenden blieben im Auto sitzen. Obwohl allein unterwegs, würde Baumanns neben seinem auch den Westpass von Marianne vorlegen, als würde jemand im Auto auf ihn warten. Auf den am Schalter auszufüllenden Ein- und Ausreisekarten würde der DDR-Beamte „2/1“ – zwei Erwachsene, ein Kind – notieren, sie abstempeln und die Karten für den Transit in die Pässe legen. Danach würde Baumanns zum Auto gehen, die Ein- und Ausreisekarten gegen gefälschte Ein- und Ausreisekarten mit der Personenanzahl „1/0“ – ein Erwachsener, kein Kind – tauschen, um dann die Passkontrolle, die nicht im gleichen Gebäude war wie die Visumstelle, zu absolvieren und in die DDR einzureisen. Mit der danach abermals ausgetauschten – nicht gefälschten – Ausreisekarte mit der Personenanzahl „2/1“ würden Baumanns und seine mit dem Kind zugestiegene Freundin dann nach Westberlin weiterfahren.

Die größte Schwierigkeit war die Fälschung der Ein- und Ausreisekarte für den allein einreisenden Baumanns. Dafür war ein Stempel nötig, den sonst der DDR-Beamte bei der Einreise auf das Formular drückte. Dieser Stempel glich einem Kunstwerk. Er war mit filigran gearbeiteten Mustern versehen, in die eine Zahl von 1 bis 9 integriert war. Diese Zahlen und Muster rotierten jeden Tag willkürlich. Baumanns hatte bei seinen Fahrten über die Grenze zahlreiche Stempelabdrücke gesammelt. Nun brauchte er bestechend gut gemachte Stempelimitate, die exakte

Freie Fahrt

Tintenfarbe sowie die Information eines am Fluchttag vorausfahrenden Freunds darüber, welcher Stempel an diesem Tag an der Reihe war.

Baumanns weihte einen kleinen Kreis von Verschwörern ein, unter ihnen Hans Gerold vom Einwohnermeldeamt. Gerold verwies Baumanns an einen Grafiker in Leverkusen, der die Gummiprofile der Stempel nachahmte. Ein Freund, der in den Bayer-Werken arbeitete, erklärte sich bereit, im Labor das Tintengrün der DDR-Grenzbehörden herstellen zu lassen. Baumanns' Bruder Heinz würde am Morgen des Fluchttags vorausfahren und die aktuelle Stempelnummer durchgeben. Und zwei weitere Freunde würden die Flucht aus der Entfernung begleiten, um im Notfall den Behörden das Schicksal des deutsch-deutschen Paares zu melden.

Falls er dabei von der Bildfläche verschwinden sollte, hatte Baumanns schon seine Besitzstände geregelt. Einem Freund erteilte er eine Vollmacht, die mit den Worten begann: „Für den Fall, dass mir die Flucht nicht gelingt, verfüge ich Folgendes.“ Dann listete er auf, wie sein Leben abzuwickeln sei: Wohnung kündigen, Strom kündigen, Abonnement des „Kölner Stadt-Anzeigers“ kündigen, Versicherung kündigen, Auto abmelden.

Am 6. September 1969 trug der Einreisestempel eine 6 im Muster. Eine Variante, die Baumanns' Verschwörerkreis im Repertoire hatte. Das vorausgefüllte Einreiseformular, das ihn später als Alleinreisenden ausweisen sollte, bekam in Leverkusen das gefälschte DDR-Signet



Varna 1967: Marianne Burbott trifft Hans Baumanns (ganz rechts).

verpasst. Baumanns setzte sich in seinen vollgetankten Käfer. Es konnte losgehen.

„Prüfung bestanden“ hatte der Rheinländer kurz vorher nach Bad Freienwalde telegraphiert. „Dann ging ich in eine Art Automodus“, sagt er. „Angst vor einem Scheitern der Flucht hatte ich nicht.“ Und sie sagt: „Bis dahin hatte ich unter ungeheurer Anspannung gestanden. Man hätte mich stechen können, ich war gefühllos. Am meisten hat mich belastet, dass ich mich mit niemandem austauschen konnte, alles allein machen musste. Meine Mutter weihte ich nicht ein. Mir war bewusst, dass sie nach der gelungenen Flucht von der Stasi verhört würde. Hätte sie von unseren Plänen gewusst, wäre es für die Stasi ein Leichtes gewesen, ihr eine Mittäterschaft zu unterstellen. Das hätte für sie zu erheblichen Konsequenzen geführt.“

Um halb drei zog Marianne Burbott die Tür zu ihrem alten Leben zu. Um drei stieg sie mit dem Kinderwagen in den Bus nach Straußberg, von dort nahm sie die S-Bahn nach Karlshorst. Hier wartete für das letzte Teilstück nach Michendorf der Sputnik, ein Zug, der nach dem Mauerbau eingerichtet wurde und wie ein Trabant um die Hauptstadt zirkulierte. Um halb acht musste sie am vereinbarten Treffpunkt sein. Michendorf, südlich von Potsdam gelegen, hatte sich bei den Fluchtplänen als einzig denkbarer Zusteigepunkt erwiesen. Im Dorf gab es einen Bahnhof, sodass Marianne und das Kind schnell dort hinkommen konnten, und einen Autobahnrastplatz, auf dem sich West- und Ostdeutsche begegnen konnten. So war es Marianne problemlos möglich, zu Hans in den Käfer zu steigen – theoretisch.

Der Weg von Hans Baumanns und die Anreise von Marianne Burbott mit dem erkrankten Kind verliefen ohne Zwischenfälle. Die Grenzer gingen der Stempel-fälschung auf den Leim. Anstandslos wurde die Einreisekarte bei der Passkontrolle am Übergang Helmstedt/Marienborn eingezogen. Die Stasi würde sogar später die mit Tinte von Bayer in Leverkusen abgestempelten Unterlagen für echt halten und die echten Einreiseformulare als nachgemacht einstufen.

Am Rasthof Michendorf wurde es kritisch. In der Dämmerung stellte Baumanns seinen Käfer im hintersten Winkel des Parkplatzes ab, unweit eines Wäldchens, das er über einen Wirtschaftsweg zu Fuß durchquerte. Nach einigen hundert Metern erreichte er auf einer Landstraße den Bahnhof. Dort warteten Mutter und Kind auf ihn. Wieder war für große Gefühle keine Zeit. Tochter Anja erhielt das Schlafmittel. Gemeinsam gingen sie die Landstraße entlang, bogen in den Wirtschaftsweg ein.

Inzwischen war es fast dunkel. Burbott nahm die Tragetasche, in der Anja lag, aus dem Kinderwagen, Baumanns warf den Kinderwagen in eine Apfelbaumplantage. Jetzt waren es nur noch wenige hundert Meter durch das Wäldchen.

Da sahen sie aus der Ferne das Licht eines Fahrrads näherkommen. Sie schlugen sich ins Dickicht und warteten. Das Schlafmittel wirkte nicht, Anja begann zu schreien. Baumanns wusste sich nicht anders zu helfen, als seiner sechsmonatigen Tochter den Mund zuzuhalten. Zehn Sekunden, 20 Sekunden. Anja fing an zu zappeln. Doch der Fahrradfahrer war noch nicht vorbei. Baumanns drückte noch ein paar Sekunden länger zu. Er wusste, sonst wäre die Flucht in diesem Tannenwald zu Ende. Dann, endlich, war der Radler außer Hörweite.

Anja schrie weiter. Die Eltern legten ihr den Windel-vorrat aufs Gesicht, um das Geschrei zu dämpfen. Es ging weiter auf dem Waldweg, aus der Schwärze hob sich die Raststätte, dann auch das Weiß des Käfers ab.

Noch hieß die junge Mutter Marianne Burbott. Auf dem Beifahrersitz hieß sie dann Marianne Adams – das war der Name im gefälschten Pass. Schon an der Raststätte hatte sie sich von Teilen ihrer alten Identität trennen müssen. Den DDR-Ausweis, das Papiergeld und den Haustürschlüssel steckte sie in einem an ihre Mutter adressierten Umschlag in den Briefkasten, das Münzgeld landete unter einer Tanne.

Auf der Transitstrecke waren es nur noch wenige Kilometer bis zur Westberliner Grenze. Eigentlich konnte nichts mehr schiefgehen. In den Pässen lagen die korrekten Ausreisekarten, zwei Erwachsene, ein Kind. In Drewitz musste Hans Baumanns erst einen Warteplatz ansteuern, auf dem sich der Verkehr stautete. Offiziell fand hier am Wagen eine Zollkontrolle statt, inoffiziell durchsuchte die Stasi alle Fahrzeuge nach DDR-Flüchtlings. Zwei davon saßen im VW Käfer mit dem Kennzeichen LEV-MZ 51.

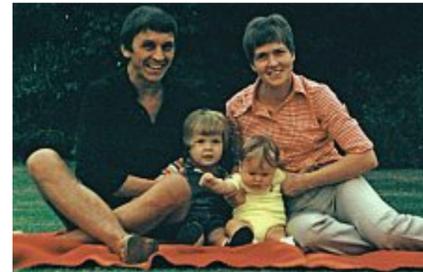
Zu erkennen waren sie aber nicht. Baumanns durfte bis zur Passkontrolle weiterfahren, hielt, reichte die Pässe hinaus. Der Grenzer blätterte in den Dokumenten, entnahm die Ausreisekarten, schaute ins Auto. Die Blicke trafen sich, ungewöhnlich lange, wie sich Baumanns erinnert. Marianne kniff das auf ihrem Schoß liegende Kind in den Po, damit es schrie. Der Soldat schien genervt: „Fahr'n Se weiter!“ Noch zwei Fahrbahnverengungen und zwei rote Ampeln lagen vor ihnen. Die Angst wuchs. Zweimal sprangen die Lichter von Rot auf Grün. Dann die letzte Kontrolle an einem westdeutschen Posten. Formsache. Freiheit.

Am ersten Rasthof auf der Berliner Stadtautobahn Avus fuhr Baumanns raus. Wenig später trafen die Freunde mit dem Begleitfahrzeug ein. Sie fielen sich in die Arme. Aus dem Kofferraum holte Baumanns eine Flasche Sekt und vier Gläser, jemand besorgte in der Raststätte Schnitzel mit Pommes. „Ich habe nichts angerührt“, erinnert sich Marianne Baumanns. „Ich konnte mich nicht freuen. Ich war kaputt nur vom Konzentriertsein.“

Am übernächsten Tag wurden Baumanns und Burbott von den Fluchthelfern mit Transparenten am Düsseldorfer Flughafen empfangen. Der Käfer wurde von einem Beamten der Berliner Polizei, die von der Flucht tief beeindruckt war, nach Leverkusen zurückgefahren.

Zuvor, zwölf Stunden nach der Flucht, war der Kinderwagen in der Apfelplantage gefunden worden. Aufgrund des Namens, der im Inneren vermerkt war, wurde er direkt zugeordnet. Die Behörden gingen erst von einer Kindesentführung nach Westberlin aus. Eine der ersten, die von der DDR-weiten Fahndung nach dem Kind erfuhr, war Burbotts Mutter, die bei der brandenburgischen Volkspolizei in der Poststelle eingesetzt war und den Fernschreiber bediente. „Sie ahnte gleich, dass wir geflohen waren“, sagt Marianne Baumanns. „Das war ein herber Schlag für sie.“

Die Mutter wurde verhört und vom Dienst suspendiert. Ihre Tochter schrieb später einen Brief an die Polizeidienststelle, um zu versichern, dass ihre Mutter nichts gewusst habe. Die Behörden reagierten relativ milde und vermittelten ihr eine Stelle bei der kommunalen Gebäudewirtschaft. Die Wohnung der Tochter hatte sie nicht mehr betreten können. Das Inventar wurde konfisziert und verkauft. Schon wenige Tage nach der Flucht liefen Nachbarinnen in den Kleidern von Marianne Burbott umher. Am 20. Oktober 1969 legte die Stasi einen



Im Westen: Familie Baumanns in den siebziger Jahren

„Sachstandsbericht“ über die gelungene Flucht in die Akten. Daraus wird klar, dass trotz gründlicher Ermittlungen die falschen Schlüsse gezogen worden waren. Wie Baumanns und Burbott den Überwachungsstaat ausgeschickt hatten, blieb jahrzehntelang ihr Geheimnis.

Das Paar wurde auch im Rheinland noch beschattet, begann dort aber ein neues Leben. Drei Wochen nach der Flucht heirateten sie im Altenberger Dom. Marianne Baumanns erhielt Ende Oktober die Aufenthaltserlaubnis und eine einmalige Unterstützung der Bundesrepublik von 300 Mark. „Es war ein schwerer Start mit viel Arbeit, wenig Geld und großer Einsamkeit“, sagt sie. „Die Flucht hat uns geprägt, sie hat uns verändert. Für mich war es ein Umsturz, ein Verlust, ein Neubeginn bei null. Ich hatte vor dem Mauerbau in Berlin studiert und kannte Westberlin hinlänglich. Aber jetzt war vieles anders. Ich betrat eine Apotheke, legte das Rezept hin, nahm das Medikament und ging, ohne zu bezahlen“ – in der DDR waren vom Arzt verschriebene Medikamente kostenlos. „Ich ging in eine Telefonzelle und kam nicht mehr heraus, weil ich den Türmechanismus nicht verstand. Ich kam mir in vielen Momenten unbeholfen vor. Ein Arzt sagte mir mal, man bräuchte fünf Jahre, um sich zu sortieren. Zehn Jahre habe ich bestimmt benötigt. Das Schlimmste aber war die Einsamkeit. Ein Jahr später bekam ich eine Stelle an einem Gymnasium. Ich war froh, dass ich rauskam.“

Die Familie wuchs. 1971 kam die zweite Tochter Judith zur Welt. Zwei Jahre später wurde unter der Regierung Brandt der Grundlagenvertrag ausgehandelt. Danach wäre eine Flucht, wie Baumanns sie geplant hatte, nicht mehr möglich gewesen. Der Ablauf an den Grenzübergängen war von DDR-Seite geändert worden. Dennoch erlaubte der Vertrag gefahrlose Reisen in den Osten, denn darin war auch eine strafrechtliche Amnestie für bis Ende 1969 Geflohene und Fluchthelfer festgeschrieben.

1975 bezog die Familie bei Leverkusen ein eigenes Haus mit Garten, pendelte aber jährlich in die DDR. „Durch unsere ständigen Reisen erleben wir den unaufhaltsamen Verfall von Mariannes Heimat mit. Es war nur eine Frage der Zeit, wann die DDR zusammenbrechen würde“, sagt Baumanns. „Auch heute noch empfinde ich es als nicht hoch genug einzuschätzendes Privileg, nie in der DDR gelebt haben zu müssen, sondern immer in der Bundesrepublik gelebt haben zu dürfen.“

Den 6. September, den Tag der Flucht, feierten Hans und Marianne Baumanns lange als ihren Hochzeitstag. Ihr eigentlicher Hochzeitstag spielte kaum eine Rolle. Die Ehe währte 31 Jahre. 2001 ließen sie sich scheiden. ◀



Leuchtend: Der Schriftzug einer Apotheke in der Mainzer Oberstadt hat schon viele Jahre überdauert.



Die kleine Kneipe: Eingang zu einem Tanz- und Nachtclub im Iserlohner Stadtteil Letmathe. Tagsüber ist die Tür zu.

GRÜSSE AUS DEM GESTERN

Auf Zeitreise in die deutsche Vergangenheit: Noch heute entdeckt man das Lebensgefühl der alten Bundesrepublik.

Von Kim Björn Becker

Diese Zeit scheint lange vorbei zu sein, und doch grüßt sie an mancher Ecke freundlich wie ein alter Bekannter – vorausgesetzt, man schaut genau hin. Die „alte Bundesrepublik“, die mit der Wiedervereinigung 1990 zu Ende ging, lebt weiter, zumindest ein bisschen. Bruchstückhaft wird sie in alten Werbetafeln und Gebrauchsgegenständen als verloren geglaubtes Fragment der Geschichte greifbar, als vage Erinnerung an eine vergangene Zeit.

Dabei kommt es gar nicht so sehr darauf an, dass die Artefakte exakt historisch bestimmt werden können. Gut möglich, dass mancher Schriftzug erst kurz nach der Wiedervereinigung angebracht wurde oder dass ein Gegenstand ursprünglich aus Ostdeutschland stammte. Das verbindende Element der Grüße aus dem Gestern, die auf dieser Seite dokumentiert sind, besteht darin, dass sie an ein bestimmtes Lebensgefühl erinnern – das zumindest jene noch erleben konnten, die in den achtziger Jahren in Westdeutschland geboren wurden.

Es war eine Zeit ohne Internet und Handys. Eine Zeit, in der man nicht ständig erreichbar war, sondern nur dann, wenn man das wollte (oder musste). Eine Zeit, in welcher der Satz „nach Diktat verreist“ noch eine Bedeutung hatte und nicht durch Mails oder Whatsapp-Nachrichten der Irrelevanz preisgegeben wurde. Die „alte Bundesrepublik“ erinnert an eine Zeit, in der das Leben aus heutiger Sicht einfacher gewesen zu sein schien, kleiner, überschaubarer und auf beruhigende Weise langsamer.

Die Sehnsucht nach Vergangenem wird auch in der Kunst gerne thematisiert. Eine besondere Form der Nostalgie erfasste – unter etwas anderen Vorzeichen natürlich – einen gewissen Gil Pander, den Protagonisten in Woody Allens Film „Midnight in Paris“, der sich als Zeitreisender ins Paris der zwanziger Jahre zurückträumt. Dort trifft der Schriftsteller nicht nur die Idole seiner Zunft, Ernest Hemingway und F. Scott Fitzgerald, er verliebt sich auch in Adriana. Und verliert die Angebotete dann prompt an eine andere, frühere Epoche. Denn Adriana hat ihrerseits ein Faible für das Vergangene, und die Zeit, die Gil Pander so leuchtend erscheint, ist der Zeitgenössin Adriana längst zu fad – sie träumt sich fort, von Pander und den zwanziger Jahren, und entschwindet ins Paris der Belle Époque.

Die Vergangenheit wurde eben schon immer verklärt, das ist bei der Faszination für die „alte Bundesrepublik“ nicht anders. Denn klar ist auch, dass früher vielleicht manches besser, aber gewiss nicht alles gut war. Die Überschaubarkeit des Lebens zeigte vielen Menschen enge Grenzen auf: Frauen hatten längst nicht so viele berufliche Chancen wie heute, Schwule und Lesben konnten noch nicht heiraten, der Klimaschutz war als Begriff zwar bekannt, aber noch nicht virulent – die Fortschritte in diesen Fragen datieren erst auf spätere Jahre.

Und doch übt die Ästhetik des Vergangenen eine Faszination aus, sie weckt Erinnerungen an die frühe Kindheit, an ein jüngerer Ich. Wir halten die Dinge von gestern fest, bevor sie entschwinden in eine noch tiefere Vergangenheit. ◀



Es wurde Licht: Eine Lampenkonstruktion beleuchtet das Bürgerhaus in Bruchköbel, die Wände sind holzvertäfelt.



Guter Stern: Auf dem Kühlergrill eines alten Mercedes klebt eine Plakette des Automobilclubs ADAC aus dem Jahr 1973. Der Wagen mit hellgoldener Lackierung stand in diesem Sommer in der Ortenau bei einem Händler zum Verkauf.



Zum Wohl: Der verspiegelte Barschrank ist historisch, die Befüllung ganz klar zeitgenössisch – aufgenommen in einer Privatwohnung in Frankfurt.



Guter Ton: Dieses Mikrofon von Telefunken, „made in Western Germany“, fand ein Kollege auf dem Dachboden der Eltern.



Zurückbleiben, bitte: Die Fahrt in den alten Waggons der U6 in München kommt einer Zeitreise gleich.



Bestens verbunden: Ein einsamer Telefonhörer hängt an der Wand eines kleinen Hotels in Sasbachwalden im Schwarzwald.



Leichtgängig: Die Schreibmaschine des Herstellers Olympia aus Wilhelmshaven ist aus den fünfziger Jahren und in Privatbesitz.



Ost trifft West: Das alte Schild einer im Westen ansässigen Firma hat ein Lichthaus in Potsdam an der Fassade angebracht.



Blank poliert: Der Kronleuchter blinkt und das Schild, das den Weg ins Café und zur Bar weist, auch. Die Inneneinrichtung eines Hotels in Lindau am Bodensee erinnert an den Glanz vergangener Zeiten.



Zimmer frei? Die Pension im Frankfurter Westend ist in den Sechzigern stehengeblieben, aber auch online buchbar.

WILLY WOLLTE ES WISSEN

Vor 50 Jahren wurde Willy Brandt Bundeskanzler. Ohne seine Zeit in Norwegen ist er nicht zu verstehen. Der frühere Ministerpräsident Thorbjørn Jagland redet darüber, wie das Land Brandt formte – und wie er Norwegen beeinflusste.

Von Matthias Wysuwa
Fotos Daniel Pilar

Das norwegische Nobelinstitut liegt im Zentrum von Oslo, nicht weit weg vom Schloss. Thorbjørn Jagland wartet schon draußen. Er führt hinein, die Treppe hinauf und durch dicke Türen: in das Herz des Hauses, den Saal, in dem über den Friedensnobelpreis entschieden wird. Dunkles Holz, grüne Tapete. Ein kurzer Blick an die Wand, wo die Porträts aller Friedensnobelpreisträger hängen, dann hat Jagland ihn entdeckt: Da ist er, in Schwarz und Weiß, die Haare streng nach hinten gekämmt, da ist Willy Brandt. „Wir haben ihn in gewisser Weise auch als einen von uns betrachtet.“

Willy Brandt und Norwegen, das ist eine ganz besondere Beziehung. Der junge Herbert Frahm kam 1933 in das Land, keine 20 Jahre alt. Ein Land, in dem er politisch agitierte und dazulernte, aus dem er 1940 flüchten musste, als die Nazis kamen, und in das er immer wieder zurückkehrte, als er schon längst Willy Brandt hieß und zu den wichtigsten Persönlichkeiten der deutschen Nachkriegspolitik gehörte. Im Oktober vor 50 Jahren wurde Willy Brandt zum Kanzler gewählt, im November vor 30 Jahren durfte er noch, bevor er 1992 starb, als „elder statesman“ den Fall der Mauer erleben. Norwegen hat seinen Weg beeinflusst. Und er das Land und seine Politiker.

Thorbjørn Jagland führt wieder hinaus und eine Etage höher im Institut, um über sich und Willy Brandt zu sprechen. Jagland gehört zu den bekanntesten norwegischen Politikern in den vergangenen Jahrzehnten. Er ist Mitglied der sozialdemokratischen Partei in Norwegen, der Arbeiterpartei. Er war Ministerpräsident, Außenminister und bis vor wenigen Wochen noch Generalsekretär des Europarates. Zudem ist er seit vielen Jahren Mitglied des Nobelpreiskomitees. Jetzt steht er vor seiner politischen Rente. „Willy Brandt war immer mein Vorbild“, sagt er. Als junger Politiker ist er immer wieder auf Brandt getroffen, hat mit ihm diskutiert und später hin und wieder in Bonn hoch über dem Rhein mit ihm zusammen gegessen. Viele seiner Überzeugungen hat der ehemalige deutsche Bundeskanzler mitgeprägt.

Als Brandt 1933 nach Norwegen kam, hatten die Nationalsozialisten gerade die Macht in Deutschland übernommen. „Ich musste weg, wenn ich nicht Leib und Seele riskieren wollte, und den Blick nach draußen wenden“, schreibt Brandt in seinen „Erinnerungen“. Er war zwar der SPD beigetreten, aber hatte sich wenig später schon abgewandt und einer linkssozialistischen Abspaltung angeschlossen, der Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands (SAP). Sie schickte ihn nach Oslo, um einen Auslandsstützpunkt der Partei im Norden aufzubauen. Er sollte in den kommenden Jahren viele Artikel und Berichte schreiben, Vorträge halten, für die Arbeiterpartei in Norwegen arbeiten, und gefährliche Reisen durch Europa antreten für seine Mission, für den Widerstand. Sein Deckname wurde ihm sein richtiger Name und Norwegen zu einer zweiten Heimat. Ob seine Reise 1933 schon eine nötige Flucht war aus Deutschland oder zuerst doch eine Mission für die Partei, sollte Historiker später beschäftigen. Selbst wenn es Anfang April 1933 keine dringliche Gefährdung gab, schreibt Peter Merseburger in seiner Brandt-Biographie, „hätte es sie nur zu bald gegeben“. Kurz darauf wurden Parteifreunde von ihm verhaftet.

Die Reise begann jedenfalls bei miesem Wetter, über Dänemark führte ihn sein Weg. Sein Großvater hatte ihm

100 Mark gegeben, er hatte in seiner Aktentasche Hemden und den ersten Band des „Kapitals“ von Karl Marx. Am 7. April 1933 kam er in Oslo an. Schnell lernte er die Sprache und beherrschte sie den Rest seines Lebens so gut, dass er keinen Unterschied mehr gemerkt habe, erzählt Jagland. Brandt habe ohne Akzent gesprochen.

Jagland ist erst nach dem Krieg geboren, in eine Arbeiterfamilie in einer kleinen Stadt bei Oslo. Brandt lernte er in Zeitungen kennen und im Fernsehen. „Willy war überall und immer präsent.“ Sein politischer Aufstieg, die Kanzlerwahl, der Kniefall in Warschau, der Nobelpreis. „Wir waren natürlich auch stolz hier.“ Das Königreich hatte tiefe Narben aus der Zeit der deutschen Besetzung im Zweiten Weltkrieg davongetragen. Zur Versöhnung habe auch Brandt beigetragen, sagt Jagland. Dass es Deutschland so schnell möglich gewesen sei, eine Person zu akzeptieren, die das Land verlassen hatte, sei etwas Besonderes. „Das zeigte uns, dass Deutschland sich wirklich gewandelt hatte, das war wirklich neu.“ Dass Brandt in Deutschland aber auch zu tragen hatte an seiner Vergangenheit, dass er immer wieder angegriffen wurde vom politischen Gegner, weil er im Exil war, weiß Jagland. Die letzten Jahre des Krieges nach der deutschen Besetzung Norwegens 1940 verbrachte Brandt in Schweden. Nach Deutschland kehrte er als Berichterstatter für norwegische Zeitungen zurück, später war er norwegischer Presseattaché in Berlin. 1957 wurde er zum Regierenden Bürgermeister von Berlin gewählt.

In den sechziger und frühen siebziger Jahren wurde Jagland durch die Anti-Atom-Kampagnen politisiert und durch den Protest gegen den Vietnam-Krieg. Wie viele Jugendliche in Norwegen ging er zum Jugendverband der Arbeiterpartei, der AUF. Er verbrachte dort viel Zeit, erlebte seine politischen Lehrjahre und spielte auch einfach nur im Sommerlager auf der Insel Utøya Fußball. Das Jugendlager der Partei sollte 2011 in der ganzen Welt bekannt werden, als ein Rechtsterrorist schwer bewaffnet auf die Insel fuhr und 69 Menschen tötete.

Brandt war in den dreißiger Jahren bei der Jugendorganisation aktiv, die Partei unterstützte ihn finanziell und setzte sich für ihn ein, damit er der Ausweisung entging. Zumindest anfangs aber hatte Brandt noch andere Ziele. Er trat radikaler auf, kritisierte die Parteiführung und versuchte, den linken Flügel von seinen Ideen zu überzeugen. Die Parteiführung nahm es hin. Mit den Jahren wandelte sich Brandts Blick auf das, was er tat und was die Arbeiterpartei leisten konnte. In seinen „Erinnerungen“ schreibt er davon, wie die Arbeiterpartei in Norwegen 1935 in die Regierung eintrat. „Ob ich wollte oder nicht, der Eindruck war nachhaltig“, schreibt er. „Er weckte in mir den Wunsch, auch selbst zu gestalten und Denken und Trachten nicht mehr nur auf Minderheiten auszurichten, sondern darauf, Mehrheiten zu gewinnen.“

Willy Brandt habe die Sozialdemokratie in Norwegen beeinflusst, sagt Jagland, „aber es war auch andersherum“. Hier habe er seine Dogmen aufgegeben, hier sei er ein pragmatischer Politiker geworden. Im Exil fand Brandt wieder zur Sozialdemokratie. Merseburger schreibt, dass bei ihm als Parteivorsitzender der SPD manches vom Habitus seiner norwegischen Genossen erkennbar werde, etwa „in seinem duldsamen Umgang mit Parteiflügeln oder den radikal orientierten Jungsozialisten, den ihm Kritiker als Führungsschwäche auslegen werden“.



Der Altkanzler schaut ihm über die Schulter: In Thorbjørn Jaglands Arbeitszimmer in seiner Wohnung in Oslo hängt ein Brandt-Porträt von Andy Warhol.



Das erste Mal traf Jagland ihn in Oslo, da war Brandt schon längst Friedensnobelpreisträger. In Norwegen hatte sich die AUF wegen des Vietnamkriegs gegen Amerika gewendet, eine Mitgliedschaft Norwegens in der Nato lehnte sie ab. So sah es auch Jagland. Brandt wollte mit dem Nachwuchs der Arbeiterpartei reden, etwa 20 Abgesandte wurden in die Parteizentrale in Oslo eingeladen. „Wenn er zu Besuch kam, saß er gerne mit jungen Leuten zusammen, um zu reden“, sagt Jagland. „Es war beeindruckend, er wollte uns wirklich zuhören.“ Also sagten sie ihm, was sie gegen die Mitgliedschaft einzuwenden hatten. Brandt habe ihnen erklärt, was passiere, wenn Norwegen nicht in der Nato sei. Sollten die anderen Länder das auch machen? Deutschland zum Beispiel? Das habe man doch schon einmal gehabt. Jagland hat das überzeugt. „Wegen dieses Treffens habe ich meine Meinung geändert.“

Als Jagland später in seiner Partei immer weiter aufstieg, wurde er auch zur Sozialistischen Internationale entsandt. Dort arbeitete er regelmäßig mit Brandt zusammen, der von 1976 bis 1992 Vorsitzender war. Jagland erlebte, wie Brandt schon mal die Sitzung verließ, wenn er seinen Willen durchsetzen wollte, und ihm das so auch gelang. Wie er hochgestreckte Hände anderer Teilnehmer einfach durch einen Blick auf die Tischplatte ignorierte, weil er den Widerspruch nicht hören wollte. Einmal, da war die Mauer in Deutschland gerade gefallen, schickte Brandt ihn nach Osteuropa. Es galt Gespräche zu führen, um die alten sozialdemokratischen Parteien wiederzubeleben.

In Prag, sagte Brandt zu ihm, solle er unbedingt zum Volkshaus gehen, er kannte es noch aus seinen frühen Jahren, es gehörte einst den Sozialdemokraten. Als Jagland aber in Prag war, musste er feststellen, dass aus der Zentrale der Sozialdemokratie ein Lenin-Museum geworden war. Brandt soll traurig gewesen sein. Als Außenminister war Jagland dann Jahre später wieder in Prag, um eine Rede zu halten. Er staunte, dass er im Volkshaus sprechen sollte, es gehörte wieder den Sozialdemokraten. Da war Brandt aber schon lange tot.

Jagland kann sich auch an ein Essen mit Brandt sehr gut erinnern, es war in einem Restaurant bei Bonn. „Er sprach wie der Vater zu einem Sohn“, sagt Jagland. Brandt verwies auf den Rhein unter ihnen, auf die nahe Brücke von Remagen, über die Alliierte im Frühjahr 1945 zuerst den Fluss überquert hatten. Er sprach von der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs. Davon, dass er sich immer erinnern müsse. Als die Nazis die Juden in Lager schickten, hätten die meisten anderen weggeschaut, sich sicher gewöhnt. Wenn es aber nicht Menschenrechte für alle gebe, dann gebe es gar keine, wenn nicht Sicherheit für alle, keine Sicherheit. „Das habe ich mit mir genommen“, sagt Jagland. „Ich habe es vielen und immer wieder erzählt.“

Als Jagland 1996 seine Antrittsrede hielt als Ministerpräsident, nannte er Brandt sein Vorbild. Er war nicht nur in Fragen der kollektiven Verteidigung von Brandt beeinflusst, er war auch zu einem Verfechter von Norwegens Weg in die Europäische Gemeinschaft geworden. Nur die

Norweger konnte er davon nicht überzeugen. Eine wichtige Rolle spielte auch die Ostpolitik Brandts, der „Wandel durch Annäherung“. Für Norwegen war sie im Kalten Krieg wichtig, schließlich grenzte das Land direkt an die Sowjetunion. Aber für Jagland ist sie wichtig geblieben.

Russlands Annexion der Krim 2014 hatte den Europarat in eine Krise gestürzt. Der russischen Delegation wurde das Stimmrecht entzogen, sie blieb daraufhin den Versammlungen in Straßburg fern, und Russland stellte seine Zahlungen an den Europarat ein. Jagland setzte sich als Generalsekretär dafür ein, dass Russland wieder zurückkommt. Seit dem Sommer ist Moskau wieder Mitglied mit allen Rechten und Pflichten. Eine umstrittene Entscheidung. „Wenn Russland gegangen wäre, hätte es die Spannungen erhöht“, sagt Jagland aber. „Es hätte desaströse Konsequenzen für Europa gehabt.“ Willy Brandt habe ihn dabei die ganze Zeit über inspiriert.

Zum Schluss geht es wieder raus aus dem Nobelinstitut, hinüber zu seiner Wohnung. Ein kurzer Weg nur durch den Park und am Schloss des Königs vorbei. Selbst Willy Brandt soll die norwegische Monarchie einst beeindruckt haben. In seiner Wohnung zeigt Jagland ein Porträt von Brandt, das Andy Warhol gemalt hat. Eine Zigarette in der Hand, ein Schatten im Gesicht. Es hängt in seinem Arbeitszimmer. Auch Thorbjørn Jagland hat viel erreicht in seinem politischen Leben, er will es jetzt aufschreiben. Willy Brandt wird ihm dabei über die Schulter schauen. ◀



Ortwin Meister ist Zauberer und wohnt im neunten Stock. Im Hausflur riecht es nach dem Linoleum aus DDR-Zeiten, das in vergilbtem Beigeton den Boden vom Aufzug über den langen Gang bis vor seine Tür bedeckt. In seiner Ein-Raum-Wohnung braucht Herr Meister keine zehn Schritte, um von der Haustür bis auf den Balkon zu gelangen. Dort will er den „schönen Blick aufs Erzgebirge“ zeigen, den man von hier oben, aus 25 Metern Höhe, am südlichen Stadtrand von Chemnitz hat, und auf den sie hier im Fritz-Heckert-Gebiet so stolz sind.

Als Besucher schaut man aber vor allem auf ein riesiges Plattenbaugebiet und direkt auf das Nachbargebäude, das in Grundriss, Höhe und Aussehen vollkommen identisch ist mit dem Haus, in dem Herr Meister lebt. „Mein Adventskalender“, sagt Meister und lacht. Abends könne er zusehen, wie nach und nach die Lichter in den Wohnungen angehen und die erleuchteten Fenster den Blick auf das Privatleben der Nachbarn freigeben, wie beim Adventskalender mit seinen Türen, hinter denen sich immer eine andere Szene verbirgt. Er sieht sie alle, und sie sehen ihn. „Aber bitte“, sagt er, und jetzt flüstert er nur noch: „Nicht direkt Fotos vom Balkon machen, nicht dass die Nachbarn sich noch beschweren.“

Der Wohnblock, in dem Herr Meister wohnt, ist einer der wenigen unsanierten Bauten, die im einst drittgrößten Neubaugebiet der DDR noch stehen. Ein Stück DDR-Architekturgeschichte in Grau mit elf Geschossen. Vieles wurde um- und abgebaut. Nicht nur Häuser verschwanden, auch der Name Fritz Heckert – das war ein Chemnitzer Kommunist, der 1918 bei der Gründung der KPD mitgewirkt hatte – wurde durch Stadtteilnamen ersetzt. Doch Geschichte lässt sich nicht so leicht tilgen. Für Einheimische ist es noch immer das Heckert-Gebiet. Die meisten Bewohner leben hier aus Gewohnheit, oder weil sie sich nichts anderes leisten können.

Stefan Richter ist hier aufgewachsen. Heute nennt er sich Trettmann, arbeitet in Berlin und rappt über seine Herkunft. In seinem Song „Grauer Beton“ heißt es über das Heckert-Gebiet: „Seelenfänger schleichen um den Block und machen Geschäft mit der Hoffnung. Fast hinter jeder

Tür lauert 'n Abgrund. Nur damit du weißt, wo ich herkomm'.“ Es ist ein Ort sozialer Spannungen. Die AfD hat hier bei der Landtagswahl im September durchweg die meisten Stimmen geholt, mehr als 30 Prozent in Helbersdorf, Hutholz, Kappel, Markersdorf und Morgenleite, wie die Stadtteile des ehemaligen Heckert-Gebiets heute heißen. Es wird viel geglotzt und wenig geredet. Wenn man nicht von hier ist, spürt man Argwohn an allen Ecken.

Das sieht selbst Herr Meister so: „Chemnitz“, sagt er, „ist nicht weltoffen.“ Als zaubernder Künstler sei er in Dörfern im Erzgebirge unterwegs gewesen, in denen die Menschen herzlicher seien und mehr aufeinander zugehen.

Vor 45 Jahren, als die ersten Bagger 1974 den roten Lehm in Karl-Marx-Stadt, wie Chemnitz seit 1953 hieß, beiseite schoben, damit der Grundstein für das Plattenbaugebiet gelegt werden konnte, galt das Projekt als Verwirklichung einer realsozialistischen Utopie. In acht Plattenbaugebieten auf 700 Hektar Ackerfläche sollten 41.000 Wohnungen für 160.000 Menschen entstehen. So wollte man ein für allemal das Wohnungsproblem in Karl-Marx-Stadt und Umgebung lösen. „Jedem eine Wohnung“ hieß das Motto beim VIII. Parteitag 1971, auf dem ein riesiges Wohnungsbauprogramm beschlossen wurde. Drei Millionen Wohnungen wollte die Regierung bauen oder sanieren.

Die Wohnungsfrage war politisch hoch brisant geworden, lebten die meisten DDR-Bürger doch in äußerst schlechten Wohnverhältnissen – meist im Altbau, unsaniert. Auch in Karl-Marx-Stadt war das in den Siebzigern der Standard: Mietskasernen, die vom Krieg verschont geblieben waren, mit Klo auf halber Treppe. Im Sommer war es heiß, im Winter sehr kalt, geheizt wurde mit Kohle. Wohnraum war Mangelware und „Vollkomfortwohnungen“ wie die, die im Neubaugebiet entstanden, daher begehrte und nur auf Zuteilung erhältlich.

Doch es ging um mehr als nur darum, Wohnraum zu schaffen und den Missmut der Bevölkerung einzudämmen. Wie alle anderen Neubauprojekte in der DDR sollte das Fritz-Heckert-Gebiet aus sozialistischer Theorie sozialpolitische Tatsachen werden lassen. Durch Architektur und Infrastruktur wollte man eine sozialisti-

Gesichter der Platte:
Kinder auf einem
Spielplatz im Neubau-
gebiet Fritz Heckert im
Jahr 1986 (links), Blick
auf die Fassaden der
Siedlung 1994 (oben)

DIE PLATTEN-STORY

Von der sozialistischen Utopie zur postindustriellen Landschaft: Das ehemalige Fritz-Heckert-Gebiet in Chemnitz ist ein Stück DDR-Architekturgeschichte.

Von Beatrice Behn und Maria Wiesner, Fotos René Gebhardt



sche Gemeinschaft schmieden, indem man sie in eine neue „kollektive Wohnform“ goss.

Dafür sollte die bisherige Idee des individuellen Wohnens so stark wie möglich zurückgeschraubt werden. An ihre Stelle sollte eine kollektive Versorgung materieller und kultureller Art treten, die den Einzelnen in ein sozialistisches Gesamtkollektiv einfügt und gleichsam die bourgeoise und damit überholte Idee der Familie auflöst. Doch wie diesen Anforderungen gerecht werden, wenn zugleich so kostengünstig wie möglich gebaut werden musste und zudem geeignete Orte für solche Großbauprojekte rar waren?

In Karl-Marx-Stadt, einem der wichtigsten Wirtschaftsstandorte für Maschinenbau des Landes, fand man schließlich im Süden ein gutes Stück Ackerland in bester Lage, das die Auflagen in Sachen Lärmbelästigung, Feinstaub, Bodenstruktur und Anbindung an den Rest der Stadt erfüllte. Die Bauern, die in den Dörfern dort lebten, wurden enteignet, die Plattenbausiedlung teilweise um die Bauernhöfe herum errichtet.

Gebaut wurde nach der „Komplexrichtlinie“ der Bauakademie der DDR, die den Architekten und Bauherren kaum Möglichkeiten zur Individualisierung gab. Alles war bis ins kleinste Detail vorgegeben, der Neubau sollte vor allem schnell voranschreiten. Angelegt wurden die Neubaugebiete wie eine eigene, autarke Stadt. Zuerst wurde die Fläche so effektiv wie möglich für Wohneinheiten genutzt, denn, so hieß es mahndend in der Richtlinie, „Grund und Boden sind nicht vermehrbar“. Häuser mit fünf, sechs oder elf Stockwerken wurden im Abstand von wenigen Metern mit vorgegossenen Platten aufgebaut. 19 Quadratmeter Boden Grundfläche pro Bewohner waren im Durchschnitt vorgesehen. Für einen „Elfgeschoss“ waren 62 Arbeitstage vom Keller bis zum Dach geplant, dann sollte er bezugsbereit sein. Raufasertapete und Linoleumboden, Einbauküche und Badausstattung inklusive.

Die Wohnungen, zu knapp drei Vierteln mit drei oder vier Räumen ausgestattet, waren vor allem für Familien ausgelegt. In einer der Wohnungen wuchs Sven Eisenhauer auf. Als seine Familie 1983 ins Fritz-Heckert-Gebiet zog, war er knapp sechs

Jahre alt. Die Familie, Mutter Bauingenieurin, Vater Elektroingenieur, hatte zuvor im Stadtteil Sonnenberg im unsanierten Altbau gewohnt. Für die Wohnung im Plattenbau mussten sie sich bewerben. „Die Wohnungen waren in der DDR etwas Besonderes, mit Zentralheizung und Warmwasser und WC in der Wohnung“, sagt Eisenhauer. Er erinnert sich vor allem an die vielen Kinder, mit denen er spielen konnte. „Wir wohnten in einem Elfgeschoss, pro Etage lebten drei Familien mit Kindern.“ Er fand schnell Freunde, der beste wohnte im Nachbarblock. „Bei den Elfgeschossern gab es auf dem neunten Stock einen Übergang zum nächsten Gebäude. Wenn ich meinen besten Freund besuchen wollte, musste ich nicht mal Straßenschuhe anziehen, es ging einfach mit dem Aufzug hoch in den neunten, über den Verbindungsgang und runter in seinen Stock.“

Der 41 Jahre alte Eisenhauer, der heute ein Seniorenheim im Heckert-Gebiet leitet, beschreibt eine idyllische Kindheit, in der er auf den Wiesen und Spielplätzen zwischen den Plattenbauten mit Gleichaltrigen herumtobte. „Die Eltern wussten oft nicht, wo ich war.“ Die Schulen im Gebiet waren so verteilt, dass kein Kind länger als 15 Minuten laufen und im Idealfall nicht einmal eine verkehrsreiche Straße überqueren musste. Dank der Kinderbetreuung konnten Mütter und Väter einem Vollzeitberuf nachgehen. Es gab ein flächendeckendes Angebot an Kinderkrippen und Kindertagesstätten mit Öffnungszeiten von fünf bis 19 Uhr. Zusammen mit Schulspeisung und Hort war die Kinderversorgung fast ganz ausgelagert. Die Kinder waren frei unterwegs und kamen selbständig wieder heim – vorausgesetzt, sie hatten gelernt, ihr Haus von den vielen anderen zu unterscheiden, denn sie sahen alle irgendwie gleich aus.

Gabriele Meinels Kinder konnten ihre Platte leicht von den anderen unterscheiden: Es war die längste. Wie ein Riegel schloss eine Reihe Elfgeschosse das Heckert-Gebiet nach Süden ab, was ihnen unter den Bewohnern den Namen „Stadtmauer“ einbrachte. Die heute 70 Jahre alte Meinel zog hier 1981 mit ihrem damaligen Ehemann und zwei Kindern in eine Vier-Raum-Wohnung. 1988 kam eine weitere Tochter zur Welt. Das Paar trennte sich

Die Platte heute: Die Wohnungen in den sanierten Häusern sind wegen der niedrigen Preise und der guten Verkehrsanbindung vor allem bei Senioren beliebt.



DIE PLATTEN-STORY

Nehmen Sie die digitale Zukunft selbst in die Hand.

Frankfurter Allgemeine Digitec: Die Nachrichten-App zu Digitalisierung und Technologie.

Für F.A.Z.-Digitalabonnenten gratis



- Das Neueste zu digitaler Wirtschaft, Industrie 4.0 und Technologie
- Selektion aller relevanten Beiträge aus der Frankfurter Allgemeinen Zeitung
- Stellt die aktuellen Entwicklungen in einen gesellschaftlichen Kontext
- Als laufend aktualisierte Smartphone-App für Android und iOS

Mehr unter fazdigitec.de

Apple, the Apple Logo and iPhone are Trademarks of Apple Inc., reg. in the U.S. and other countries. App Store is a Service mark of Apple Inc.

kurz nach dem Mauerfall, Gabriele Meinel blieb mit den Kindern in Chemnitz. Zu DDR-Zeiten hatte ihr die homogene Altersstruktur der Bewohner geholfen, Alltägliches zu erledigen: Es waren viele junge Paare mit Kindern da, immer fand sich ein Nachbar, der auf die Kleinen aufpassen konnte. „Eine Nachbarin war Opernsängerin am Theater, zu der gingen die Kinder sehr gern, weil sie immer Musik mit ihnen machte und sang“, sagt Meinel. Die Nachbarschaftshilfe gehörte zum Konzept. Die Hausgemeinschaft sollte als Kollektiv-Familie fungieren.

Es gab Feste im hauseigenen Trockenraum, man ging zusammen auf Veranstaltungen, hatte aber auch immer ein wachsameres Auge auf den Nachbarn. Im Hausbuch mussten alle Mieter vermerkt sein. Wenn Besuch kam, der länger blieb, musste er verzeichnet werden. Wer die Hausordnung nicht einhielt, wessen Kinder zu sehr lärmten, wer die Musik zu laut aufdrehte, bekam kollektiven Ärger. Jeder sollte gleich sein in Rechten und Pflichten. In der Gemeinschaft sollten Klasse und Privileg aufgehoben sein, der Handwerker und die Professorin leben wie die Putzfrau und der Arzt. Hier kam auch die staatliche Subvention der Mieten ins Spiel: Niemand zahlte mehr als fünf Prozent des Lohns für die Miete, Strom und Wasser inklusive.

Nicht nur die Kinderbetreuung wurde aus der Kernfamilie in die Gemeinschaft ausgelagert. Reinigungen und Wäschereien, Bibliotheken, Wohngebietsclubs und Feierabendheime, Jugendklubs und Gaststätten standen zur Verfügung. Sie durften höchstens 30 bis 45 Gehminuten von der Wohnstätte entfernt sein. Damit die Bewohner das Gebiet außer für Arbeit und Müßiggang am Wochenende im Grünen nicht verlassen mussten, kamen Verwaltungsgebäude, Reparaturangebote, Polikliniken, Apotheken, Sporthallen und Schwimmbäder sowie Postämter und Sparkassen hinzu. Viele davon ballten sich in sogenannten Versorgungszentren, mit geringem Zeitaufwand sollte man alle Einrichtungen, die im Alltag notwendig waren, erreichen und nutzen können.

Der Grundgedanke der Gemeinschaft spiegelte sich auch in der Architektur der Wohnungen wider. Sie waren alle gleich aufgebaut. Eine Handvoll Grundrisse nach der zentral entwickelten Wohnungsbauweise 70 (WBS 70) standen zur Verfügung. Sie wurden von Rostock bis Chemnitz genutzt und ließen kaum Platz für individuelle Wohnideen, auch wenn manche sich wenigstens auf dem Balkon durch Blumen und Dekoration abzuheben versuchten. Die Nutzung der Zimmer war vorgeschrieben und entsprach den Prioritäten des Staats. Das Wohnzimmer war noch relativ groß, Platz gespart wurde vor allem im Schlafzimmer und im Kinderzimmer, die eher Kammern glichen.

Den Bewohnern sollte vor allem eines ermöglicht werden: so viel wie möglich zu arbeiten. Deshalb achtete man auch penibel auf einen dicht getakteten Anschluss an öffentliche Verkehrsmittel, damit die Arbeiter mühelos zur Fabrik oder in die Büros pendeln konnten.

Mit der Wende änderte sich das schlagartig. In Chemnitz, wie Karl-Marx-Stadt von 1990 an wieder hieß, wurden viele ehemalige volkseigene Betriebe geschlossen, die Arbeitslosigkeit stieg. Jeder Fünfte verlor seinen Job. Gabriele Meinel war eine der wenigen, die es nicht so schlimm traf. Als Buchhalterin eines Buchungsmaschinenwerks war sie 1989 in Babypause gegangen. Als dort 1991 die Abwicklung mit



Grau war gestern: Heute ist die Plattenbausiedlung vielerorts bunt geworden.

DIE PLATTEN-STORY

einer Entlassungswelle begann und viele der 8000 Angestellten gehen mussten, weigerte sich ein Mitarbeiter der Personalabteilung, die junge Mutter, die eben aus der Babypause kam und mitten in einer Scheidung steckte, zu entlassen. Also half sie bei der Abwicklung des Betriebs. „Es kamen viele Firmen aus den westlichen Bundesländern, und alles mögliche, von den Maschinen bis zum Mobiliar, wurde verkauft.“ Für Meinel war die Zeit geprägt von „Untergangsstimmung“.

Das galt auch für ihren Wohnblock. Die ehemaligen Hausgemeinschaften zerbrachen. Aus der einstigen sozialistischen Utopie des Fritz-Heckert-Gebiets wurde eine postindustrielle Landschaft mit eingeschlagenen Fenstern, Graffiti und eingestürzten Gebäudeteilen. Sven Eisenhauer erinnert sich an diese Übergangszeit trotzdem nicht nur negativ. „Teilweise war das eine gesetzklose Zeit“, sagt er. „Wir fanden immer mehr Autowracks, weil die Leute einfach gegangen sind und alles mögliche zurückgelassen haben.“ In den Wracks spielten Jugendliche, schlugen die Scheiben ein, kletterten darauf herum. Manchmal fanden sie zurückgelassene Mopeds, in deren Tanks noch Benzin war. Mit ihnen fuhren sie durch den Wald oder auf den Straßen zwischen den Plattenbauten, die immer leerer wurden.

Neben der Arbeitslosigkeit trug auch der Anstieg der Mietpreise zum Leerstand bei. Axel Viehweger, Bauminister der 1990 gewählten letzten DDR-Regierung, hatte die Aufgabe, die Wohnungsfrage zu lösen. „Die Mieten waren das schlimmste Thema, weil es natürlich unpopulär war. Ich habe eine erste symbolische Miet-

erhöhung durchgeführt, die also überhaupt noch nicht kostendeckend war.“ Doch der Schock war groß – Wohnen kostete plötzlich mehr als nur einen symbolischen Preis. Die Kosten für Strom, Gas, Wasser mussten zusätzlich entrichtet werden. Wer Geld hatte, baute sich ein Eigenheim. Wer keine Arbeit hatte, ging in den Westen. 2001 stand die Hälfte der Wohnungen im Fritz-Heckert-Gebiet leer.

Um die Jahrtausendwende begannen die Wohnungsgenossenschaften, die die Plattenbauten verwalteten, mit dem Abriss. 11.000 Wohnungen, ein gutes Drittel des Bestands, wurden platt gemacht. Gabriele Meinel wollte zunächst mit ihren Kindern bleiben. „Unser Haus war Ende der neunziger Jahre noch teilsaniert worden, neues Bad, neue Elektroinstallation, neue Fenster. Es war sinnlos, das abzureißen.“ Die Bürger demonstrierten. Auf der Johann-Richter-Straße hielten sie Schilder in die Luft: „Wir bleiben hier!“ Meinels Töchter schnitten aus großen Papierkartons Buchstaben für die Lösung aus und klebten sie in die Fenster der Wohnung. Es half am Ende nichts – die Familie musste umziehen. Die „Stadtmauer“ musste den Baggern weichen.

Nicht nur an den Wohnhäusern waren Leerstand und Arbeitslosigkeit abzulesen. Wo weniger Jugendliche waren, fielen auch Jugendklubs weg. Der größte, „Bunker“ genannt, vor dem in den achtziger Jahren die Jugendlichen stundenlang Schlange standen, um tanzen zu gehen, wurde „durch rechte Gruppen okkupiert“, wie sich Sven Eisenhauer erinnert. „Es gab auch den ein oder anderen Vorfall, dass Ausländer mit Baseballschlägern durch



Gabriele Meinel erfuhr viel Nachbarschaftshilfe.



Axel Viehweger war 1990 DDR-Bauminister.



Sven Eisenhauer zog 1983 ins Heckert-Gebiet...



...und fand als Kind (links) schnell Freunde.

das Wohngebiet gejagt wurden.“ Er selbst habe das zwei oder drei Mal beobachtet.

Dem Abriss und der Arbeitslosigkeit folgte der Frust. Die sächsische Staatsministerin für Integration, Petra Köpping (SPD), führt das in ihrem Buch „Integriert doch erst mal uns!“ unter anderem auf die Bedeutung der Arbeit in der DDR zurück. „Gerade weil die Arbeitsstelle in der DDR einen enorm wichtigen Stellenwert hatte, resultieren aus der Ignoranz gegenüber dem Schicksal vieler Ostdeutscher nachhaltige Kränkungs- und Demütigungsgefühle.“ Doch ist es wirklich so einfach?

Mittlerweile haben sich viele Wissenschaftler mit dem Thema Identität in Ostdeutschland beschäftigt. Einer von ihnen ist der Anthropologe Felix Ringel. „Identität wird gern als Erklärungsmuster für das herangezogen, was gerade passiert. Aber damit muss man vorsichtig sein, denn eine ostdeutsche Identität an sich gibt es nicht.“

Ringel hat 16 Monate in Hoyerswerda verbracht, einer weiteren Plattenbau-Utopie der DDR, und sich angesehen, wie Rückbau und Schrumpfung die Bewohner der Stadt veränderten. „Auch in Hoyerswerda steht das gebaute Erbe der sozialistischen Moderne, und auch dieses Plattengebiet wurde mit einem gewissen Menschenbild im Kopf errichtet.“

Ist aus der sozialistischen Utopie also eine Dystopie geworden? „Dystopisch heißt nicht, dass es eine Idee einer schlechteren Zukunft ist“, sagt Ringel. „Als dystopisch kann man ja nur etwas beschreiben, das zuvor eine Utopie war.“ Mit Blick auf Ostdeutschland gebe es da zum einen die Verschlechterung nach der Wende. „Zum anderen musste man hier von einer Utopie Abschied nehmen, die vorher das Bild für die Zukunft gesetzt hat.“ Letztlich sei der Umgang mit Plattenbausiedlungen und Fabrikschließungen jedoch kein ostdeutsches Problem, sondern ein gesamtgesellschaftliches. „Wir haben noch nicht gelernt, uns von der industriellen Moderne zu verabschieden“, sagt Ringel.

Auch viele ehemalige Bewohner des Heckert-Gebiets tun sich bis heute schwer mit dem Abschied. Die Facebook-Gruppe „Unser Chemnitz und Karl-Marx-Stadt“ hat sich der Erinnerung verschrieben. Regelmäßig werden alte Fotos der Straßenzüge hochgeladen und von Hunderten Nutzern kommentiert. Wer hier aufgewachsen ist, dem stehen die Lücken, die durch den Abriss entstanden sind, immer noch vor Augen, auch wenn die Wohnungsgenossenschaften viel dafür getan haben, den grauen Beton zu verdecken. Wenn Plattenbauten stehen blieben, wurden sie Teil von Umbaumaßnahmen. Grauer Beton wurde bunt gestrichen, die Häuser teils rückgebaut, die Wohnungsschnitte verändert.

Von der Platte, in der Zauberer Ortwin Meister wohnt, blickt man hinunter auf die neuen Eigenheime, die auf der Rasenfläche der ehemaligen „Stadtmauer“-Plattenbauten entstehen. Unweit davon gibt es den Seniorentreff „Bei Heckerts“. Meister hat den Ort zu DDR-Zeiten ins Leben gerufen. Damals war das der erste Jugendklub des Gebiets. „Nur Musik durfte dort nicht gespielt werden“, sagt er. Das wäre zu laut gewesen. Wo sich früher die Jugend traf, sitzen heute ältere Damen zur „Strickrunde“ und unterhalten sich bei Bockwurst und Kartoffelsalat. Die sanierten und rückgebauten Häuser des ehemaligen Heckert-Gebiets sind vor allem bei Senioren beliebt. Auch Ortwin Meister kommt auf der Suche nach ein bisschen Gemeinschaft vorbei. ◀



Junger Dichter: Wolf Wondratschek, geboren 1943 in Rudolstadt, im Jahr 1972

„Her mit dem Nobelpreis“

Der Schriftsteller Wolf Wondratschek über sein Schicksal, bei Auszeichnungen übergangen zu werden, die Anerkennung, die er trotzdem erfahren hat, und seinen idealen Leser – mit einigen ausgewählten Zitaten des Autors

Interview Timo Frasch

Herr Wondratschek, es gibt namhafte Literaturkritiker, die glauben, Sie hätten längst den wichtigsten deutschen Literaturpreis, den Georg-Büchner-Preis, verdient. Sehen Sie das auch so?

Ich werde Ihnen sicher nicht sagen, es sei an der Zeit, mir den Preis zu geben. Aber ich frage: Wenn man ihn mir gäbe, wäre es ein Fehler?

Selbst Leute, die es nicht gut mit Ihnen meinen, sind der Meinung, dass Sie auffällig wenige Preise bekommen haben. Ihre Zeitung schrieb einmal: Der selten Gerühmte. Das ist eine sehr präzise Beschreibung.

Kommen Sie sich denn über die wenigen, eher unbedeutenden Preise freuen, die man Ihnen dann doch verliehen hat? Als ich 2012 die Nachricht bekam, ich solle den Preis der Hirschmann-Stiftung bekommen, habe ich geögert, ob ich ihn annehmen sollte. Ich wollte das Vergnügen verteidigen, als nie zu seinen Lebzeiten preisgekrönter Autor zu gelten. Da kam mir ein Preis, der eben nicht der Kafka- oder Kleist-Preis war, ungelogen. Aber mich hat die Preissumme von 20.000 interessiert – insofern, als die es damals ermöglichte, dass mein Sohn anständig studieren konnte. Dann hatte ich herausgefunden, dass es gar keine Jury gab, sondern dass ein Unternehmer aus Franken die Entscheidung ganz allein getroffen hat. Vor der Übergabe des Preises habe ich ihn besucht. Ich erinnere mich, wie er mir seine sehr umfangreiche Bibliothek zeigte: „Da die Romane, dort die Sachbücher, unten die Pornografie.“ Der alte Herr sagte das ganz trocken, ohne Kommentar. Das hat mir gefallen.

Auch der erste Preis, den Sie bekommen haben, bevor Sie dann mehr als 40 Jahre lang keinen mehr bekamen, der Leonce-und-Lena-Preis, ging auf einen einzigen Mann zurück, den Schriftsteller Wolfgang Weyrauch. Im Jahr 2017 haben Sie dann auch den Alternativen Büchner-Preis bekommen – wieder verliehen von einem einzigen Mann, einem Unternehmensberater. Offenbar bin ich nicht jurytauglich.

Was könnte der Grund sein?

Durch dieses Rätsel dringt kein Licht.

Sie haben Sätze geschrieben wie: „Willst du, dass die Liebe glückt, nimm ein Mädchen, das sich bückt“. Derlei wird heute gern als sexistisch betrachtet, auch von Jurys. Ach, diese Welt freudloser Notare und Sachverwalter, über die sich schon Flaubert mokiert hat. Warum erinnern sie sich nicht an anderes? „Für eine große Liebe / braucht es zwei Einzelgänger / und ein Gebet. / Sei meines, / wenn die Liebenden schlafen / und in den Häusern die Stille steht. / Dann komm, dann geh! / Tu beides mit der Heftigkeit / eines Sommergewitters.“ Oder: „Ohne Liebe wird niemand / Etwas verstanden haben vom Ruhm / ein Mensch gewesen zu sein.“ Mögen sie doch glauben, dass sie im Recht sind! Dann frage ich mich allerdings, was sie mit einem Pasolini machen, einem Genet, einem Rimbaud, einem Brecht. Alle kalt stellen? Hätte man T. S. Eliot, Nobelpreis 1948, abstrafen sollen, weil er in einem Gedicht geschrieben hat: „Jeder Mann könnte ein Mädchen kaltmachen / Jeder Mann muß das braucht das will das“? Aber ich will nicht polemisieren. Ich habe das nie getan. Ich habe diese Entscheider immer in Ruhe gelassen, wie ich es vorzog, in Ruhe gelassen zu werden. Ich war dabei, aber ich gehörte nicht dazu. Ich bin kein Mitglied im Pen-Club, kein Mitglied in der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, kein Mitglied einer anderen Akademie. Irgendwer sagte einmal über mich, ich sei ein Ein-Mann-Indianerstamm. In Kriegsbeimaltung? Darüber kann man streiten. Wenn Kritiker auf jemanden wie mich treffen, der keinen Ehrgeiz hat, fühlen sie sich, glaube ich, durchschaut, auch gekränkt. Das wollen sie nicht verzeihen.

Sie wollen ernsthaft sagen, Sie seien ohne Ehrgeiz? In Bezug auf unser Thema, das der Preise, ja! Mehr noch: überhaupt auf eine Karriere! Man handelt sich dabei, wie es Puschkin über den Ruhm sagte, doch nur das ein: „irrigte Auslegungen, Lärm und Schelte“. Ich habe einen anderen Ehrgeiz: der Würde gerecht zu werden, die von

großen literarischen Figuren und Werken abstrahlt. Da ist in jeder Bibliothek, groß oder klein, so viel wunderbares Wissen und großartiges Können aufbewahrt, davor will ich bestehen. Ich möchte nicht preisgekrönt werden von einem Milieu, das nicht halb so viel Intelligenz, Eleganz und Respekt hat wie das vergangener Zeiten, als es noch die Gelehrten gab, die *hommes de lettres*. Die fanden es, nebenbei gesagt, nicht unangenehm, von klugen, eleganten Frauen bewundert zu werden und abends mit ihnen die nächste Hotelbar anzusteuern. Es gab diese Welt mal, und keiner konnte sich in ihr besser aus als mein Freund Gregor von Rezzori, der dort zu Hause war und mir davon erzählte, von Fritz Raddatz Arm in Arm mit Inge Feltrinelli, von Ledig-Rowohl oder einem Lord Weidenfeld. Diese Welt ist verschwunden.

Flaubert über Kurven:
*„Sie sind die losgelassene,
 nackte, ausschweifende
 und stierische Laune
 Imitation eines weltfreudigen
 Notare und Sachverwalter.“*

In Ihrem jüngsten Buch „Erde und Papier“ schreiben Sie: „Was ein Autor ist, nimmt nur auf dem Papier sichtbare Gestalt an. Es bedeutet nichts, was er sonst noch sein mag: wortkarg, rücksichtslos, ein Liebhaber des Boxsports.“ Was auf dem Papier steht, ist der Mann. Deswegen wünsche ich mir – ein Wunsch, der bisher nicht in Erfüllung gegangen ist –, aufmerksam gelesen zu werden, langsam, in gluttvoller Ruhe. Ich wünsche mir Leser, die ein Buch besser zu deuten verstehen als ich, der es geschrieben hat, es je könnte.

Halten Sie es für legitim, dass jemand über den Antisemitismus Louis-Ferdinand Céline sagt, er mag ein guter Autor gewesen



Selten gerühmt: Dass ihm ein Literaturpreis verliehen wird, kann sich Wolf Wondratschek heute nur noch als Oper oder Märchen vorstellen – „allerdings in bester Besetzung, versteht sich“.

sein, aber er hat sich unmöglich gemacht durch seinen Antisemitismus?

Nein. Wenn er ein guter Autor ist, dann bleibt er das, ein guter Autor. Dann soll man seine Bücher lesen. Das war das Gleiche mit Ezra Pound. Auch bei ihm war es der Antisemitismus. Natürlich, was für eine Verirrung! Das schmälert aber nicht im Geringsten seine literarische Leistung. Dagegen haben Schurken und Mörder gute Karten. Man sieht das am momentanen Kult um den Maler Caravaggio, der jemanden, wahrscheinlich betrunken, ins Jenseits befördert und überhaupt ein wüstes Leben geführt haben soll. Apropos schlechte Karten. Als am 11. September islamistische Terroristen ein Flugzeug ins World Trade Center gesteuert haben, sprach Stockhausen, der Komponist, von einem Kunstwerk. Ein Aufschrei! Ich verstehe ihn. Ich hatte ein ähnliches Gefühl bei einem Vulkanausbruch, den ich auf Island erlebt habe; ich bin extra deshalb angezeit. Ich dachte: Großartig! Jetzt bricht das Innere der Erde auf. Wie anders sollen Menschen erfahren, dass ihre Welt nicht nur aus Parkplätzen und Shoppingmalls besteht?

In der Kunst wie in der Literatur wird im Moment sehr auf die richtige Haltung geachtet. Auch bei vielen Literaturpreisen wird neben dem Literarischen explizit oder implizit die moralische Vortrefflichkeit von Werk und Autor prämiert. Ich habe nichts gegen moralische Vortrefflichkeit, wenn damit bürgerliche Tugenden gemeint sind und nicht moralische Rechthaberei. Aber ich weiß, was Sie meinen. Ich bin nun mal nicht im Banat großgeworden unter Ceausescu. Ich bin kein Flüchtling aus Syrien, kein chinesischer Dissident, keine Iranerin, der die Todesstrafe droht. Ich bin auch nicht der Sänger der Tropen.

Zum Nicht-Preisträger wird man nicht von heute auf morgen. Gab es Zeiten, in denen Sie auf Preise hoffen? Mein Debüt mit „Früher begann der Tag mit einer Schusswunde“ wurde von Marcel Reich-Ranicki besprochen. Damit war mein Bedürfnis an Gekröntsein voll befriedigt. Was kann einem jungen Dichter Besseres

passieren, als eine Seite vom wortgewaltigsten deutschen Kritiker zu bekommen, der das Buch nicht nur wahrnimmt, sondern es auch noch auf eine sehr intelligente Weise den Lesern vermittelt? Ein Erfolg war ja schon, dass ich Hanser-Autor geworden war, aus dem Stand heraus sozusagen. Und dann hab ich es mir, nicht sehr viel später, geleistet, eben diese große Anerkennung zu ignorieren, aus freien Stücken. Auch das bewerte ich als Erfolg.

*Ich war dabei, aber
 ich gelebte nicht dazu.*

Warum?

Ich konnte nicht bei einem Verlag bleiben, dessen Verleger mich jedes Mal, wenn ich ihn sehe, enttäuscht anschaut, weil ich ihm keinen Roman vorlege. Aber ich schrieb eben damals, Anfang der siebziger Jahre, wozu ich Lust hatte, nämlich Gedichte.

Über den früheren Hanser-Verleger Michael Krüger haben Sie mal gesagt, Sie wollten keinen Verleger haben, der selber mehr Literaturpreise bekommen habe als Sie. Wo ist das Problem?

Ein Verleger soll sich aufs Verlegen von Büchern konzentrieren und nicht selbst noch schreiben und seinen Autoren im Weg herumstehen. Ich hätte von ihm anderes erwartet. Er hätte der Jury, der Akademie oder dem Stifter mitteilen sollen, er nehme den Preis nur an, wenn er ihn an einen Besseren weitergeben darf.

An Sie.

Richtig.

Es geht Ihnen also schon um Preise?

Reden wir von Anerkennung. Die ist mir abseits der Vergabe von Literaturpreisen in hohem Maße zuteil geworden. Als ich mit Friedrich Dürrenmatt beim Abendessen saß, blätterte er in meinem gerade bei seinem

Verlag Diogenes erschienenen Buch „Die Einsamkeit der Männer“ – und war beeindruckt. Ich höre heute noch seine Stimme, wie er den Anfang des ersten Sonetts vorlas. Ich schmecke noch den Pauillac auf der Zunge, denn Dürrenmatt verstand auch vom Wein etwas. Ein Abend des Glücks. Anerkennung ist aber auch, dass es, wie ich erfahren habe, in der Nähe von München einen privaten Lesekreis gibt mit einem Dutzend an Literatur Interessierter, die sich meinen letzten Roman „Selbstbild mit russischem Klavier“ vorgenommen und dann diskutiert haben – mit dem Ergebnis, das Buch, jeder für sich, noch ein zweites Mal zu lesen, um danach das Gespräch darüber noch einmal aufzunehmen.

Das Sie eine Figur im Diel-Film „Rosini“ sind, ist das auch eine Form der Anerkennung? Nein.

Weil Sie mit dem Film nicht so glücklich waren?

Ich habe ihn gar nicht gesehen. Darin kam ja nicht nur ich vor. Da war Bernd Eichinger, da war unsere gemeinsame große Liebe Jane Seitz, der mein Carmen-Gedicht gewidmet ist und die sich das Leben genommen hat. Ich wollte doch nicht die Kinoverision einer, wenn man so will, Tragödie sehen.

Sie haben den Film tatsächlich nie gesehen?

Mich hat das nicht interessiert. Ich habe dem Helmut, dem Diel, den ich als Filmregisseur sehr schätzte, carte blanche gegeben: Mach, was du willst. Ursprünglich sollte ich ja von Heiner Lauterbach gespielt werden, den ich gut kenne, der sollte das spielen, dagegen hatte ich nichts. Dann wurde aber umbesetzt, dann hat mich dieser Liefers gespielt: unrasiert, mit Rockerjacke und schlechten Manieren, na ja – sehr klischeehaft. Im Film wohnte er auch noch im Bordell. Ich habe Bordelle besucht, aber nie in einem gewohnt.

Angenommen, Sie könnten sich einen Literaturpreis aussuchen – welchen würden Sie wählen?



Wie lange dauert es, bis Sie mir mal eines glauben: dass ich mir solche Gedanken niemals gemacht habe. Ich kann mir die Vergabe eines Preises an mich deshalb nur als völlig unrealistische Situation vorstellen, als Oper oder Märchen, allerdings in bester Besetzung, versteht sich. Träumen wir also. Ich kriege einen Preis, sagen wir: den Kleist-Preis. In dem Fall würde ich mir Alexander Kluge als einzigen Juror und Laudator wünschen. Ich würde mich sehr geehrt fühlen.

Warum Kleist, warum Kluge?
Beides sind große Autoren. Und noch nie hat mich gelangweilt, was aus Kluges Mund kam – oder aus seinem Computer.

Wie fänden Sie es, einen Publikumspreis zu bekommen?
Bambi oder was?

Das wäre doch was.
Auf der Bühne mit Frau Fischer? Ich bitte Sie.

Man könnte auch eine Abstimmung im Internet machen.
Da würde ich schlecht abschneiden.

Sie haben mit Ihren Büchern sensationelle Auflagen erreicht.
Das betrifft nur die siebziger und frühen achtziger Jahre. Aktuell finde ich die Umsätze meiner Bücher alles andere als zufriedenstellend.

Warum sind die Verkäufe zurückgegangen?
Die Leser, die ich in den Siebzigern hatte, sind mir nicht treu geblieben, weil sie sich selbst nicht treu geblieben sind. Das waren Leute, die früher lange Haare hatten, Rock 'n' Roll gehört und Drogen durchprobiert haben. Wie sich ein Jahrzehnt später herausstellte: Sie gehörten zur Masse der Mitläufer, der Nachahmer. Sie haben einer Mode gehuldigt, mehr nicht. Sie gingen dann zum Friseur, haben geheiratet und aufgehört, sich für Wondratschek zu interessieren. Ich treffe immer wieder welche, die sich an meine Gedichte erinnern, an die siebziger

Jahre. Dass ich seither andere, eine ganze Menge anderer Bücher publiziert habe, interessiert die so wenig wie das einmal Geträumte.

Sie selbst haben in diesem Jahr in „Erde und Papier“ geschrieben: „Dass ich endgültig nicht mehr in Mode war, merkte ich, als Bob Dylan den Nobelpreis zugesprochen bekam – und das Telefon keinen Mucks machte.“
Verstehen Sie das nicht falsch: Das Aus-der-Mode-Sein war ein Glücksfall. Es bedeutet, dass Sie mal in Mode waren und nicht in der Mode verreckt sind. Sie sind auch kein Mann, der sein Schiff neu anstreicht, um in Mode zu bleiben, sondern Sie gehören ganz sich selbst. Ich habe den Erfolg nie als verdient angesehen. Ich habe gestaunt, dass damals – unter der Sonne, die nur nachts scheint – plötzlich alle meine Gedichte lesen wollten, Hunderttausende, und gesagt haben: schön, ein schönes Gefühl.

*Was Ruhm ist?
Wenn ein Brief mit der Aufschrift
„Nadiuir Nabokov, New Orleans“
sichem Adressaten in Montreux
erreicht.*

Wie fanden Sie es, dass Bob Dylan den Literaturnobelpreis bekommen hat?

Ich habe mich gefreut: Da ist mal einer von uns preisgekrönt worden. Ich finde überhaupt, dass am Literaturnobelpreis zu viel herumgemäkelt wird. Camus hat ihn bekommen, Claude Simon. Das sind sicher nicht die Falschen. Schön fand ich auch, dass der Preis für Dylan nicht zu Geld zu machen war. Es gab ja gar keine Bücher, die man hätte verkaufen können – und kaum jemanden, der über ihn schreiben konnte. Wer sollte das denn bitte

machen? Die Branche saß da und war ratlos. Das Geschäft mit dem Nobelpreisträger ist in die Binsen gegangen – das war wunderbar: der Einbruch des Undergrounds in die Welt der Schutzumschläge.

Würde es Sie wie der Blitz treffen, wenn Sie den Nobelpreis zugesprochen bekämen?
Es würde mich treffen wie ein Unwetter aus heiterem Himmel. Wie in Deckung gehen? Andererseits: Ich könnte den Traum meiner unschuldigen Jugend wahr machen und von der Kohle eine kleine Landvilla im Süden mieten.

Sie würden den Nobelpreis nicht ablehnen?
Ich glaube nicht.

Sartre hat zur Begründung, dass er ihn abgelehnt hat, gesagt, jeder Preis mache abhängig.
Jeder Preis, klar, hat einen Domestizierungseffekt. Bei Sartre hatte die Ablehnung aber einen ganz anderen Grund. Er hat den Preis abgelehnt, weil Camus ihn vor ihm bekommen hat.

Thomas Mann war nicht glücklich darüber, dass er den Nobelpreis für die „Buddenbrooks“ bekam und nicht für den „Zauberberg“, den er literarisch höher einschätzte. Welches Ihrer Werke halten Sie für am preiswürdigsten?
Es gibt Stunden, nächtliche Stunden, und nicht einmal Stunden, sondern kurze helle Augenblicke, wo ich, die eine Erzählung, den einen Roman, das eine oder andere Gedicht im Gedächtnis, sage, her mit dem Nobelpreis.

Welche Ihrer Erzählungen? Und welches Gedicht?
Die Erzählung „Auf dem Graben“, aus dem Band „Die große Beleidigung“. Aus dem gleichen Band die Erzählung „Giotto“. Da ist mir viel gelungen. Man vergibt den Nobelpreis ja meistens für Romane oder ein Lebenswerk. Warum nicht mal für eine Erzählung oder einen Gedichtband? Oder, warum nicht, für nur ein Gedicht? Eine Million für einen Vierzeiler! Das wäre doch was.



Schon Ende der Sechziger schrieben Sie: „Ich habe mir abgewöhnt, Quantität zu bewundern.“ Aber ist es nicht eine viel größere Leistung, „Krieg und Frieden“ zu schreiben als einen Vierzeiler?
Doch.

Dann spielt Quantität also doch eine Rolle.
„Krieg und Frieden“ ist nicht deshalb gut, weil es 1200 Seiten hat, sondern weil es 1200 Seiten großartige Literatur sind.

Wenn Sie selbst einen Nobelpreis vergeben dürften: Wem würden Sie ihn geben?
Posthum, wenn das erlaubt ist, würde ich ihn Joseph Roth geben oder Isaac Babel oder dem französischen Schriftsteller Romain Gary für den Roman „Die Wurzeln des Himmels“.

Begründung?
Ein starkes Buch.

Und unter den lebenden Autoren?
Milan Kundera.

Es gibt den Nobel-Effekt, der besagt, dass Schriftsteller, die den Preis bekommen, danach entweder verstummen oder nie mehr alte Höhen erreichen. John Steinbeck soll gesagt haben: Der Nobelpreis ist der Todeskuss. Könnte da was dran sein?
Als Camus von der Verleihung des Nobelpreises an ihn erfuhr, wurde er krank. Er zog sich zurück und notierte in sein Tagebuch: „Seit jeher hat jemand in mir mit allen seinen Kräften versucht, niemand zu sein.“ Er wusste, er hatte den Kampf verloren. Becketts Frau stürzte, nachdem sie im Radio vom Nobelpreis für ihren Mann gehört hatte, auf diesen zu und rief: „Jetzt sind wir erledigt.“

In einem Gedicht von Ihnen heißt es: „Erzähl den Verlierern vom Ende der Sieger.“ Wie ist deren Ende?
Die monumentale Anerkennung, die mit dem Nobelpreis einhergeht, kann die Preisträger aus der Balance bringen.

Die Frau von Alfred Nobel ist ja bekanntlich mit einem Mathematiker durchgebrannt, weshalb es keinen Nobelpreis für Mathematik gibt. Besser wäre gewesen, sie hätte sich mit einem Schriftsteller eingelassen – dann gäbe es heute keinen Literaturnobelpreis.

Man sollte doch meinen, der Sieg befördere ein Gefühl der Zufriedenheit, weil er die Anerkennung bedeutet, die man sich immer gewünscht hat.
Gott erhalte Ihnen Ihre naiven Vorstellungen! Das Wünschen allein nützt nichts. Sie müssen sich für den Sieg einer Mühe unterziehen, die Sie mehr Substanz kostet als Sie es je für möglich gehalten hätten. In der Sehnsucht nach Triumphen liegt eine fatale Überschätzung der eigenen Kräfte, es kostet zu viel, zu viele Leichen, und das Ersehnte stellt sich nicht ein: Wer siegen will, wird nie das Gefühl haben, oben zu sein – er will immer noch höher. Die „staz“ hat mich mal um einen Kommentar zum Thema „Erfolg“ gebeten. Ich habe geschrieben: nur den, der nicht erwartbar war. Also nicht den, auf den man hingearbeitet, für den man die Weichen gestellt, für den man ein Jury-Mitglied angerufen hat.

*Es gibt einen Ruhm,
an dem man scheitert
und einen Ruhm
für den man begehrt.*

Man sollte sich dem Wunsch nach Erfolg und Anerkennung also gar nicht unterwerfen?

So ist es. Das einzusehen, dass darin kein Heil liegt, sondern dass es der Königsweg in die Katastrophe ist, gehört zu den Lebensleistungen, die jedem Menschen aberlangt werden.

Plädoyer für Poesie: Wolf Wondratschek (links 1976, rechts 2015) empfiehlt Gedichte – weil dort alles nachzulesen sei, was man übers Leben wissen sollte.

Janis Joplin sang: „Freedom’s just another word for nothing left to lose“. Können Sie damit etwas anfangen?
Das ist ein Credo, das an Weisheit schwer zu überbieten ist. Eigentümlich ist nur, dass es solche Sätze gibt, in denen alle Weisheit steckt, und dass zugleich die Buchhandlungen vor Lebensratgebern bersten. Offenbar sind die Menschen voller Sorge, Angst und Beklemmung. Warum lesen sie keine Gedichte? Da steht alles drin.

Mancher Schriftsteller, der sich mit Preisgeldern und Stipendien mühsam über Wasser hält, wird sich bei der Lektüre des Interviews sagen: Der Wondratschek hat leicht reden. Der hat einen Mäzen, der ihm einen Roman abkauft, und der macht in Berlin eine Ausstellung, wo er ein Gedicht für 10.000 Euro veräußert.
Sie sprechen hier, ohne dass es Ihnen bewusst sein dürfte, ein weiteres Motiv an, warum man mir keine Preise verleiht. Die denken sich: Der Wondratschek, der sorgt so wunderbar für sich selbst und wird dann auch noch von reichen Gönnern verwöhnt, der braucht unser Geld nicht.

Ist das ein Zerrbild?
Nein.

Sie haben den Literaturbetrieb mal als „übersubventioniert“ bezeichnet. Stehen Sie noch dazu?
Absolut.

Was ist das Problem daran?
Es hindert einen Menschen doch nichts, der Leidenschaft des Schreibens nachzugehen und gleichzeitig einen anderen Beruf zu haben, der ihn unabhängig macht ...

Die fehlende Zeit?
Einer meiner guten alten Freunde ist Jürgen Ploog, ein Cut-up-Autor, enger Freund auch von Jörg Fauser und Burroughs. Der war Langstreckenpilot bei der Lufthansa. Wenn der vom Fliegen kam, ging er in seine Kammer und hat geschrieben. Der Literatur von heute fehlt es an Welthaltigkeit. Heinrich Heine hat mal gesagt: Man muss als Autor auf den Rummelpfad gehen, wo sich die Schatten vermengen, so man die Lichtquellen nicht mehr genau ausmachen kann. Die Schriftsteller von heute sitzen gemeinsam in der Villa Massimo oder im Thomas-Mann-Haus in Pacific Palisades. Mir fällt dazu ein Satz von Nelson Algren ein: „Writers never go in a group.“

Was halten Sie von Wettbewerben wie dem Bachmann-Preis?
Als Autor sind Sie nur in einem Wettbewerb: dem mit den großen Autoren und Büchern aller Zeiten. Erfolg ist der, den Sie nicht mehr mitbekommen, wenn Ihre Bücher noch 50 Jahre nach Ihrem Tod gelesen werden.

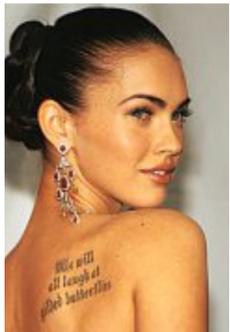
Sie sind jetzt Mitte 70. Der Literaturkritiker Volker Weidermann hat vor ein paar Jahren geschrieben, Sie, der selten Preisgekrönte, rechnen mit der Nachwelt. Ist das so?
Ich hoffe auf ein gerechtes Urteil, das nicht vom Tage, nicht von einer Jury abhängt, nicht von der Politik, nicht von moralischen Moden. Zu Lebzeiten kann Erfolg alles und nichts bedeuten: dass Sie gut verdienen, dass Sie Preise bekommen oder auch nur, dass ein Unbekannter freundlich und mit einer leichten Verbeugung den Hut lüftet oder eine Frau im Vorbeigehen leise, sehr leise eine Zeile aus einem Gedicht von Ihnen zitiert. Die kleinen Geschenke! Einmal, ich erinnere mich, stand ein Rauchfangkehrer vor meiner Tür, in der Hand meinen Roman „Selbstbild mit russischem Klavier“ und die gerade bei Ullstein erschienene Kassette mit meinen gesammelten Gedichten, und bat um eine Signatur. Im „Schumanns“ in München oder in Wien im „Café Hawelka“ geht der Kaffee, den ich bestelle, aufs Haus.

Vor drei Jahren haben wir beide ein Interview übers Rauchen geführt. Es war für den Deutschen Reporterpreis nominiert. Ehrlich? Das wusste ich nicht ... Wie schön! Aber nicht gekriegt?

Nein. Hätten Sie es denn angemessen gefunden?
Das weiß ich nicht. Aber ich hätte es Ihnen gegönnt. Tut mir leid, dass Sie daübergangen worden sind.



Zitate von James Joyce („Silence Exile Cuning“) und William Shakespeare („Man is a giddy thing“) zieren Johnny Depps rechten Arm.



Megan Fox trägt Shakespeare auf dem Rücken: „We will all laugh at gilded butterflies“ stammt aus „König Lear“ und heißt etwa: „Es ist nicht alles Gold, was glänzt.“



Lady Gaga hat sich in Japan ein Rilke-Zitat auf den Arm stechen lassen. Auf Deutsch: „Fragen Sie sich in der stillsten Stunde Ihrer Nacht: Muss ich schreiben?“



Seit dem Tod seines Freundes Mac Miller mahnt Lil Xan mit einem Gesichts-Tattoo: „Memento Mori“. Der Rapper ist sich also stets seiner Sterblichkeit bewusst.

In Wort und Bild

Literarische Tattoos eröffnen neue Welten – und einen ganz neuen Blick auf Bücher.

Von Artur Weigandt

Tattoos und Literatur – das eine wird, sofern man zu Pauschalisierungen neigt, gerne mit Kriminellen assoziiert, das andere mit Intellektuellen oder zumindest solchen, die vorgeben, Intellektuelle zu sein. Doch seit der Mensch durch Zeichen kommuniziert, spielen Tätowierungen eine besondere Rolle in der Gesellschaft. Sei es zu rituellen, sozialen, politischen oder ästhetischen Zwecken: Tattoos sind ein Kainsmal der Menschheit, sowohl Schutzzeichen als auch Schandfleck. Daran hat sich bis heute nicht viel geändert.

Tätowierungen und Literatur haben viel gemein. Beide Ausdrucksformen sind aus Kulturen in aller Welt bekannt, beide wurden auf Haut festgehalten, beide wollen Geschichten erzählen. Die gestochenen Augenblicke, die vom Tattoo-Träger präsentiert werden, sind Narrative wie die Literatur. Aber während Tätowierungen weiter auf Haut gestochen werden, sind die Schriftsteller längst vom Pergament aufs Papier gewechselt.

Wie ein literarisches Werk, so sind auch Tattoos, sei es in Bild oder Schrift, vieldeutig. Klare Aussagen über die Bedeutung für den Träger sind meist nicht zu bekommen. Es können – wie bei einer Interpretation – nur mehr oder weniger treffende Wahrscheinlichkeitsaussagen gemacht werden. So hat sich die amerikanische Sängerin Lady Gaga nicht etwa ein Tribal oder eine Sonne tätowieren lassen, sondern einen übersetzten Auszug aus Rainer Maria Rilkes „Briefen an einen jungen Dichter“ über den Grund, warum man schreibt: „Prüfen Sie, ob er in der tiefsten Stelle Ihres Herzens seine Wurzeln ausstreckt, gestehen Sie sich ein, ob Sie sterben müssten, wenn es Ihnen versagt würde zu schreiben. Dieses vor allem: Fragen Sie sich in der stillsten Stunde Ihrer Nacht: Muss ich schreiben?“

Durch die Tätowierung öffnet sich für die Literatur eine neue Zwischenwelt. Wenn sie gestochen wird, bewohnt sie gleichzeitig die Innenwelt des Trägers und die Außenwelt des Beobachters. Durch den Prozess des Stechens entsteht eine vierfache Interaktion zwischen Autor und Leser, Leser und Tätowierer, Tätowierer und Autor, Kunde und Tätowierer. Wie die Zeichen zu lesen sind, muss also immer wieder neu ausgehandelt werden. In diesem Prozess konstruiert sich die Bedeutung erst durch die Wahrnehmung eines anderen.

Tattoos wollen von vielen Blicken wahrgenommen werden. Das Buch dagegen will in Kontakt mit dem Leser treten, es offenbart sich nicht in der Gesellschaft, sondern in stiller Zweisamkeit. Literatur und Text auf der Haut enthalten also, wie bei Lady Gaga, eine performative Komponente. Im Augenblick des Auftritts auf der Bühne oder auf dem roten Teppich konstituiert sich zwischen Betrachter und Tattoo ein Sinnfeld, das mit Inhalt und Deutung zur Person Lady Gaga gefüllt wird. Das Tattoo erhält seinen ästhetischen Wert aus der Situation heraus. Denn das Ziel des Tätowierens ist es, den Blick des Betrachters zu binden und damit Aufmerksamkeit zu erregen.

Indem sich Menschen Textstellen auf die Haut stechen lassen, bewahren sie die Literatur auch vor dem Vergessen. Denn die Rezeption, die Bestandteil des literarischen Akts ist, vergegenwärtigt und aktualisiert die Literatur. Womöglich beschert diese Aktualität sogar Rilke oder Brecht neue Leser. Und vielleicht kann man sich ja bald auch auf der Frankfurter Buchmesse tätowieren lassen. Um es mit Brad Pitts linkem Arm zu sagen: „Absurdités de l'existence“ – das Leben ist seit Jean-Paul Sartre absurd. Und Selbstverwirklichung geschieht vielleicht in einem Tattoo mit einem Satz von Goethe. Warum auch nicht? ◀



Den Rücken von Evan Rachel Wood zieren die Zeilen: „All that we see or seem is but a dream within a dream“. Sie entstammen einem Gedicht Edgar Allan Poes.



Auf dem linken Arm trägt Brad Pitt das Tattoo „Absurdités de l'existence“. Ist er wirklich Anhänger des französischen Existenzialismus?

FOTOS: PAPA/IZI, DDP, GETTY, PRISMA, TSUNAGI/MAGNUM/LAIF



„Inspiration von überall her“: Inan Batman ist Sohn türkischer Eltern, hat Mode und Design in seiner Geburtsstadt Stuttgart studiert und lebt inzwischen in Berlin.

Schon im Alter von 15 Jahren wusste Inan Batman, dass er Modedesigner werden wollte. Dabei hatte er bis dahin nur seine Großmutter nähen sehen. Aber ihre Arbeit regte ihn an. Als Kind türkischer Gastarbeiter wuchs Batman in den neunziger Jahren in einem Vorort von Stuttgart auf. Seine Nachmittage verbrachte er im Jugendzentrum, tanzte zu Hip-Hop-Musik, sprühte Graffiti und legte Musik auf. „Damals in unserem Jugendhaus gab es einen DJ-Kurs, und ich wollte es einfach mal ausprobieren“, sagt Batman, der inzwischen 30 Jahre alt ist. So kam alles zusammen. „Durch die ganzen Hip-Hop-Musikvideos bin ich irgendwann zur Kleidung gekommen, die all die Rapper und Sänger damals getragen haben.“

Bis 2010 studierte Inan Batman am Staatlichen Berufskolleg für Mode und Design in Stuttgart. „Nach dem Abschluss war ich total overloaded und habe erst mal eine Pause von der Mode gebraucht“, erzählt er. Fortan konzentrierte er sich wieder mehr auf die Musik. Nach kurzer Zeit war sein Netzwerk so groß, dass er als DJ Batman sogar von namenhaften amerikanischen Künstlern gebucht wurde. Erste Auftritte in den Vereinigten Staaten folgten. „Für jeden DJ, der aus dem Hip-Hop-Bereich kommt, ist das ein Traum.“

2013 kehrte Inan Batman seiner Heimatstadt den Rücken und zog nach Berlin. Im selben Jahr gründete er dort sein Modelabel „INAN“. Batmans Vorname kommt aus dem Türkischen und heißt so viel wie „Glaube“. „Die Leute in Berlin konnten meinen Gedanken folgen“, sagt er. „In meiner Heimat habe ich nur auf Granit gebissen. Die Stuttgarter sind nicht dafür bekannt, besonders offen zu sein, was Kreativität angeht.“

Zwei Jahre später war Inan Batman bereit für eine erste eigene Kollektion. Die Bestätigung, die er als DJ bekam, hatte ihn auch als Modedesigner reifer und selbstbewusster werden lassen. Von seinem musikalischen Netzwerk profitierte auch seine Mode: Bekannte Künstler wie Nas, French Montana und The Weeknd trugen die Kleidung seiner ersten Kollektion.

In seiner Mode spiegeln sich verschiedene Kulturen. „Unsere Kleidung ist für jeden, der sich damit identifizieren kann“, sagt er. Wenn er von „uns“ und „wir“ spricht, meint der Designer sein Team, das vor allem aus Familie und Freunden besteht. Sein Bruder kümmert sich um die Finanzen, Freunde um die Vermarktung. Er selbst ist Creative Director von „INAN“.

SCHAUT AUF DIESEN SCHUH

Inan Batman erfindet Sneaker, entwirft Mode – und richtet eine Plattform ein, auf der man Getragenes tauschen kann.

Von Aylin Güler
Fotos Matthias Lüdecke



Hauptstadt-Schuh: Das Grün steht für die Gegenwart.

Neben seinem eigenen Modelabel und Auftritten als DJ betreibt der Wahlberliner auch einen Vintage- und Reselling-Store in Mitte. Dort bietet er Jugendlichen eine Plattform an, um sich zu treffen, auszutauschen und vor allem um getragene Schuhe und Kleidung zu verkaufen oder zu tauschen. „Der Konsum von Mode muss bewusster werden“, sagt Inan Batman. „Es geht nicht darum, 20 verschiedene Jeanshosen im Kleiderschrank zu haben. Das sollen die Kids lernen.“

Inan Batman gehört zu den aufstrebenden Designern in Deutschland. In den vergangenen Jahren hat er schon mit Lee Jeans, Eastpak und Alpha Industries zusammengearbeitet. Erst kürzlich hat er sogar einen Sneaker für Adidas entworfen. In einem Wettbewerb hatte er sich gegen andere Designer aus Berlin durchgesetzt. Es ging um limitierte Sneaker, die die „DNA der Hauptstadt repräsentieren“. Sein siegreiches Konzept stellt Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Hauptstadt dar.

„Berlin ist bekannt für seine Geschichte der Trennung. Es ist eine Stadt, die von Mauern, Grenzen und Stacheldrahtzäunen bestimmt wurde.“ Deshalb das Motiv des Stacheldrahtzauns auf dem Schuh. „Der Bereich, in den die Neon-Farben einfließen, steht für die Berliner, die es immer geschafft haben, die dunklen Mauern zu durchbrechen.“ Schwarz-weiß also für Berlins dunkle Geschichte, Grün für die Gegenwart, für die Kreativität und den Geist der Berliner, die die Stadt so einzigartig machen.

Wie um das zu bekräftigen, trägt das Design eine Lasergravur auf der Ferse mit der Aufschrift „the World's too small for Walls“. Die 3D-gedruckte Silhouette selbst zeigt einen großen Schritt in die Zukunft. Die Schuhe, vom 1. Juni an erhältlich, waren binnen kürzester Zeit ausverkauft. Jedes Paar wurde in einer speziellen Sammlerbox geliefert, darauf ein Bild der Hauptstadt.

Berlin als unerschöpfliche Inspirationsquelle? „Die Hauptstadt ist auf jeden Fall meine Wahlheimat geworden. Aber als DJ verreise ich so viel, dass ich mir meine Inspiration inzwischen überall hole.“ Das spiegelt sich auch in seinen Designs wider. Um Kraft zu tanken, zieht es Inan Batman aber auch immer wieder in die Heimat, nach Stuttgart. „Mit meinen Jungs muss ich nicht immer über Musik oder Mode reden. Dieser normale Boys-Talk tut mir einfach gut.“ Die Energie braucht er auch: Im nächsten Jahr will Inan Batman seine zweite Kollektion auf der Modewoche in Paris vorstellen. ◀



DAS GROLLEN VON PATAGONIEN

Mächtige Eismassen, gewaltige Granitfelsen, karge Vegetation, geheimnisvolle Stimmung: Zu Besuch in der erhabenen Landschaft Argentiniens.

Fotos Martin Pudenz

Text Josef Oehrlein

Von Weitem schon ist es zu vernehmen: ein dunkles Grollen, ein mächtiger Donnerschlag und ein lange anhaltendes Zischen und Rauschen. Wieder einmal hat sich an der Kalbungsfront des Gletschers Perito Moreno ein mächtiges Stück Eis gelöst und ist ins Wasser geplatscht. Das gehört zu den gewöhnlichen Aktivitäten der Eismasse, die sich in der patagonischen Andenregion Argentiniens immer wieder zutragen. Das ganz große Schauspiel hält der Gletscher nur alle zwei bis vier Jahre bereit, zuletzt am 11. März 2018, und nun wohl in ein paar Monaten oder vielleicht auch erst in ein oder zwei Jahren wieder. Da ist er dann von neuem so weit an das Ufer vorgerückt, dass er im Lago Argentino, einem See von der dreifachen Größe des Bodensees, zwei Arme voneinander abtrennt und den einen, den Brazo (Arm) Rico, derart aufstaut, dass er mit tosender Gewalt dem Wasser den Weg zu dem anderen Arm, dem Canal de los témpanos (Kanal der Eisberge) freigeben muss.

Wenn dieser Moment gekommen ist, bildet sich unter dem bis an das Festland vorgerückten Eisblock ein Durchlass, durch den das Wasser strömt. Die darüber entstandene Brücke bröckelt danach Stück für Stück ab und stürzt schließlich ganz ein. Danach beginnt der Zyklus von neuem. Der Perito-Moreno-Gletscher ist freilich recht launisch. Über einen Zeitraum von 16 Jahren, von 1988 bis 2004, enthielt er seinen Besuchern, die ihn von einem

gegenüber seiner Kalbungsfront errichteten Steg aus beobachten können, das Spektakel vor: Es hatten sich immer wieder kleine Kanäle gebildet, über die das Wasser kontinuierlich von einem zum anderen See-Arm fließen konnte. Am 5. März 2012 ließ der Gletscher dann nachts um 3.45 Uhr die Eisbrücke kollabieren, ganz ohne Zuschauer.

Der Perito-Moreno-Gletscher scheint seltsamerweise nicht unter dem Klimawandel zu leiden wie viele andere in aller Welt. Er bleibt in einem wundersamen Gleichgewicht, das alle paar Jahre das Drama der ruptura bietet, des Bruchs der Eisbrücke. Eine eindeutige Erklärung für dieses Phänomen hat die Wissenschaft noch nicht. Die Druckverhältnisse des Eises könnten sich so verändert



haben, dass das Innere des Eisfeldes mehr Nachschub erhält als in früheren Zeiten und so eine Eigendynamik entwickelt hat, die zu einem verstärkten Eisfluss führt; immerhin bewegt sich die Gletscherzunge täglich um zwei Meter auf das Festland zu. Nach einer anderen Hypothese könnte ein System von Brüchen, die durch Erdbeben oder andere Ereignisse verursacht wurden, die Bewegung des Gletschers verändert haben. Immerhin scheint er genug Nachschub an Schneemassen zu erhalten.

Der Gletscher, den 1879 ein für Chile tätiger britischer Kapitän zum ersten Mal gesehen und zunächst nach dem Leiter des damaligen hydrographischen Dienstes der chilenischen Marine benannt hatte, durfte kurzzeitig auch einmal den Namen des deutschen Reichskanzlers Bismarck tragen. Seit 1899 heißt er endgültig Perito Moreno. Das spanische Wort „Perito“ bedeutet „Sachverständiger“ oder „Experte“, ist also ein Ehrentitel, und das beschreibt genau, weshalb Francisco Pascasio Moreno dem Gletscher seinen Namen leihen durfte.

Moreno war eine faszinierende Gelehrtenfigur im Argentinien des 19. Jahrhunderts. Schon in seiner Kindheit hatte er sich für die Natur zu interessieren begonnen. Laut einer Anekdote wurde er beim Umzug seiner Familie in ein neues Haus in Buenos Aires auf die seltsamen schneckenförmigen Figuren in dem rötlich geäderten Marmor aufmerksam. Man erklärte ihm, dass es sich um fossile

Der Perito-Moreno-Gletscher ist der spektakulärste aller Gletscher in Patagonien – und gehört zu den größten Attraktionen Argentiniens.

Auf dem See Nahuel Huapi bei Bariloche fährt ein Ausflugsschiff.



Der Granitberg Fitz Roy heißt in der Sprache der Tehuelche-Indianer Chaltén, „der Rauchende“ – wegen der oft an der Spitze zu sehenden Wolken.



Der Puente Negro („Schwarze Brücke“) des Ingenieurs David Rowell geht über den Rio Paine.

Der Weg zu den Torres del Paine, den Granitbergen in Chile, ist weit.

Reste von Tieren aus Urzeiten handele. Damit war seine Neugier auf erdgeschichtliche und geologische Zusammenhänge geweckt.

Als Fünfzehnjähriger baute Francisco Moreno in seinem Elternhaus ein kleines „Museum“ mit paläontologischen Fundstücken auf, mit 20 publizierte er seine erste wissenschaftliche Schrift. Ihn faszinierten die Objekte, vor allem Fossilien, die ihm ein befreundeter Militär aus Patagonien mitbrachte. Also erkundete er die damals noch fast menschenleere Region. In unzähligen Expeditionen sammelte er Materialien, erforschte die Naturräume und die Lebensbedingungen der Ureinwohner. Er suchte nach Übergängen über die Anden von Argentinien nach Chile und nach Trassen für mögliche Eisenbahnlinien.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stand die Grenze zwischen Argentinien und Chile in der verschneiten und vergletscherten Region der Anden in manchen Zonen noch nicht endgültig fest. Moreno erhielt den Auftrag, als Sachverständiger, eben als Perito, an der Spitze einer Kommission Vorschläge für eine Fixierung der Grenze zu Chile zu unterbreiten. Seinem Land brachte der Argentinier durch sein Verhandlungsgeschick einen Zugewinn von 42.000 Quadratkilometern in den Gebieten, die zwischen den Ländern umstritten waren.

Für seinen Einsatz und den Landgewinn zugunsten Argentiniens wurde Moreno ein großes Terrain in Patagonien als Geschenk überlassen. Etwa 7500 Hektar gab er dem Staat wieder zurück, mit der Maßgabe, dass dort ein Naturreservat eingerichtet werden sollte. Das war die Geburtsstunde der Nationalparks. Damit war Argentinien das dritte Land der Welt nach den Vereinigten Staaten und Kanada, das solche Naturschutzzonen einrichtete; 1904 wurde Morenos Idee mit der offiziellen Gründung des Parks westlich des Nahuel-Huapi-Sees bei der Stadt Bariloche Wirklichkeit. Heute gibt es in Argentinien 35 Naturschutzparks in den verschiedenen Klimazonen, einer von etwa 120.000 Hektar Größe trägt den Namen des Perito Moreno. Der nach ihm benannte Gletscher wiederum liegt in dem Park Los Glaciares (Die Gletscher) bei der patagonischen Stadt El Calafate.

Francisco Moreno starb 1919 überschuldet und verarmt, einen Teil seines Vermögens hatte er für wohltätige Zwecke ausgegeben. Der Nationalpark Los Glaciares gehört seit 1981 zu den von der Unesco als Weltkulturerbe deklarierten Regionen und inzwischen zu den größten touristischen Attraktionen Argentiniens. Mit monumentalen Gletschern und dem 3405 Meter hohen Granitberg Fitz Roy bei El Chaltén ist der Park ein Dorado für Wanderer, Bergsteiger, Eiskletterer und Trekkingenthusiasten. Für die patagonische Provinz Santa Cruz wie für den argentinischen Staat ist er eine schöne Einnahmequelle.

Früher musste man von Buenos Aires aus meist in die Provinzhauptstadt Rio Gallegos an der Atlantikküste fliegen



DAS GROLLEN VON PATAGONIEN



An der Bushaltestelle bei Puerto Natales (Chile) wartet niemand.

Der Piedras-Blancas-Gletscher, als hätte Caspar David Friedrich ihn gemalt.

DAS GROLLEN VON PATAGONIEN

und von dort fast vier Stunden lang über die Landstraße in die Gletscherregion fahren, weil der Flughafen von El Calafate nur von kleinen Maschinen angefliegen werden konnte. Der erweiterte neue Flughafen „Comandante Armando Tola“ schwemmt mit gut einem Dutzend täglicher Flüge Tausende Touristen nach El Calafate.

Das frühere Präsidentenehepaar Néstor und Cristina Kirchner, das von 2003 bis 2015 Argentinien regierte, bezeichnete Santa Cruz immer wieder als seine Herzensheimat. Néstor Kirchner war von 1991 bis 2003 Gouverneur mit Sitz in der Provinzhauptstadt Río Gallegos, und in El Calafate besitzt die Familie ein luxuriöses Ferienhaus, das während ihrer Präsidentschaftszeit immer wieder als Rückzugsort und für Klausursitzungen des inneren Machtzirkels diente. Bei einem Aufenthalt dort starb Néstor Kirchner am 27. Oktober 2010 an einem Herzinfarkt. Ein Baulöwe, der von dem Herrschaftssystem profitiert hatte, errichtete dem vormaligen Präsidenten ein gewaltiges Mausoleum auf dem Friedhof von Río Gallegos.

Néstor Kirchners Witwe Cristina, bei den im Oktober anstehenden Wahlen Kandidatin für die Vizepräsidentschaft, zog sich auch nach dem Tod ihres Mannes gerne nach El Calafate zurück. Immer neue Enthüllungen zeigen, wie stark das Präsidentenehepaar von dem Tourismusboom profitiert hat, schon bei Bau und Ausbau des Flughafens. Die Kirchners erwarben in El Calafate auch Hotels, die mutmaßlich Teil eines Korruptionssystems waren. Gegen Cristina Kirchner wird deshalb in mehreren Gerichtsverfahren ermittelt. Ihre Hotels in El Calafate sind fast alle geschlossen, auch ihr Lieblingshotel Los Sauces (Die Weiden), das sie selbst ausgestattet hatte.

Touristen, die nach El Calafate reisen, bekommen von den skandalösen Vorgängen wenig mit. Es zieht sie aus der winddurchtosten Ebene Patagoniens, die einst ein Paradies für Saurier war und immer wieder neue überraschende Fossilfunde freigibt, zu der majestätischen Welt der Gletscher und Bergmassive. Der Fotograf Martin Pudenz hat im argentinischen Spätsommer Patagonien bereist und die mächtigen Eismassen und Granitfelsen, die karge Vegetation und die geheimnisvolle Stimmung in der von gelegentlichen Lichtblicken erhellten Landschaft mit der Kamera eingefangen. Er hat dabei das Kunststück vollbracht, mit der Digitalkamera, einer Fuji XT20, eine ähnlich magische Wirkung zu erzielen wie bei seinen früheren analogen Fotografien, etwa mit Hilfe des aufwendigen Bromöldrucks. Man muss kein Sachverständiger sein, um in diesen Schwarzweißbildern die grandiose Schönheit der patagonischen Berg- und Gletscherwelt zu erspüren. ◀

NICHT MAL MÄNNER SIND TIERE

Frauen sind in der Liebe vorsichtig und monogam, Männer draufgängerisch und promisk. Das wusste schon Darwin. Allein: Es stimmt nicht. Geschichte eines Irrtums. *Von Leonie Feuerbach*

Frauen wollen einen zuverlässigen Partner fürs Leben finden, Männer wollen sich nicht festlegen, lieber mit vielen Frauen schlafen: Diesen Eindruck vermitteln Ratgeber und romantische Komödien. Männer kommen demnach vom Mars, Frauen von der Venus. Die Titel solcher Bücher: „Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken“ oder „Warum Männer immer Sex wollen und Frauen von der Liebe träumen“. In „Er steht einfach nicht auf dich“ (2009) sagt Bradley Cooper: „Männer wollen nicht wirklich heiraten. Tun sie es doch, denken sie nur an all die Frauen, die sie deshalb nicht haben können.“ Ist das wirklich so? Und wenn nicht, warum glauben wir trotzdem daran? Vermutlich hat es mit Darwin zu tun und mit einem von ihm inspirierten Experiment zum Sexualverhalten von Fruchtfliegen.

1. Darwin und die Fruchtfliegen

„Die Männchen fast aller Arten haben stärkere Leidenschaften als die Weibchen. Deshalb sind es die Männchen, die miteinander kämpfen und ihre Reize verführerisch vor den Weibchen präsentieren. Die Weibchen auf der anderen Seite sind fast ohne Ausnahme weniger begierig als die Männchen. Sie will umworben werden, sie ist spröde und versucht häufig für lange Zeit dem Männchen zu entkommen.“ So beschreibt Charles Darwin das Sexualverhalten der Tiere 1871 in „Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl“. 70 Jahre später experimentierte der Biologe Angus Bateman, inspiriert von Darwin, mit Fruchtfliegen. Das Ergebnis: Zwischen verschiedenen Männchen gab es größere Unterschiede in der Zahl der Sexualpartner und in der Größe des reproduktiven Erfolgs als zwischen den Weibchen. Dabei hing der reproduktive Erfolg bei den Männchen von der Anzahl der Sexualpartner ab, bei den Weibchen hingegen nicht. Weniger wissenschaftlich ausgedrückt: Während manche männlichen Fruchtfliegen gar nicht zum Zuge kamen, waren andere bei vielen Fliegenfrauen erfolgreich und zeugten besonders viele Nachkommen. Die weiblichen Fruchtfliegen hingegen wurden fast alle trüchsig, egal, mit wie vielen männlichen Fliegen es zum Akt kam. Merke: Ein wildes Sexleben lohnt sich nur für Männchen. Und: Was für die Fruchtfliegen gilt, muss auch für andere Tiere gelten – und für den Menschen, der biologisch gesehen auch nur ein Tier ist.

2. Trivers und der Elternaufwand

Ungefähr das muss sich Robert Trivers gedacht haben, als er 1972 seine Theorie des Elternaufwands aus Batemans Beobachtungen ableitete. Sie lautet in etwa so: Männer investieren bei der Fortpflanzung weniger als Frauen, nämlich ein winziges Spermium im Vergleich zu einem viel

größeren Ei. Sie können insofern mit wenig Aufwand viele Kinder zeugen. Für Frauen ist selbst der minimal notwendige Aufwand groß: Neben dem Ei umfasst der nämlich auch Schwangerschaft, Geburt und Stillzeit. Sie können deshalb nur eine begrenzte Anzahl an Kindern bekommen. Während Männer die Reproduktion ihrer Gene steigern können, indem sie Konkurrenten ausstechen und viel Sex mit vielen Frauen haben, gelingt dies Frauen, indem sie Partner wählen, die gesund und wohlhabend sind und in die Kinder investieren. Während Männer recht wenig verlieren, wenn sie Frau und Kinder sitzen lassen, gilt das für Frauen nicht. Merke also: Männer sind von Natur aus kompetitiv und promisk, Frauen monogam, häuslich und auf der Suche nach einem Versorger.

Die Ideen von Darwin, Bateman und Trivers wurden von der Wissenschaft scheinbar immer wieder bestätigt. So sagen in Umfragen mehr Männer als Frauen aus, schon einmal fremdgegangen zu sein, und Männer geben die Zahl ihrer Sexualpartnerinnen höher an als umgekehrt. Es schien alles zusammenzupassen. Die evolutionäre Erklärung dafür, dass Männer immer nur an Sex denken und Frauen von der Liebe träumen, ist schlicht, einleuchtend und elegant. Sie hilft außerdem, ein gesellschaftliches System, in dem Frauen sich um Kinder und Haushalt kümmern, die Männer ums Geldverdienen und um ihre Sekretärinnen, als natürlich zu legitimieren. Kein Wunder, dass jahrzehntlang ein wichtiges Detail übersehen wurde: Die Theorie ist Unsinn. Das zeigt ein genauerer Blick ins Tierreich.

3. Untreue in der Tierwelt

Näher als die Fruchtfliegen kommen dem Menschen Arten, die monogam leben. Viele Singvögel etwa galten lange als monogam, weil sie sich oft gemeinsam um den Nachwuchs kümmern. Tatsächlich pflegen zum Beispiel bei den Blaumeisen aber auch die Weibchen die außerpaarliche Kopulation. Bei den Männchen ergibt das nach Bateman und Trivers Sinn: Die Weibchen können in einer Saison nur eine bestimmte Anzahl an Eiern legen und ausbrüten. Fortpflanzung mit anderen Weibchen erhöht deshalb für Männchen den Reproduktionserfolg. Forscher haben aber schon vor Jahren nachgewiesen, dass sich im Nest einer Meise meist ein paar Eier finden, die nicht vom Partner stammen. Diese Art der weiblichen Promiskuität ist ebenfalls evolutionär bedingt: Je mehr verschiedene Väter, umso höher die Wahrscheinlichkeit, dass ein paar der Halbgeschwister gute Gene mitbekommen und ein langes Leben vor sich haben. Beim Fortpflanzungserfolg geht es also nicht nur um die Zahl der Nachkommen, sondern auch um die genetische Qualität derselben. Auch den Königinnen der Tiere ist Polyamorie nicht fremd. Erobert ein neuer

Löwe im Kampf das Rudel, in dem sie leben, sind ihre Nachkommen in Gefahr. Denn der neue Rudelführer tötet oft die Jungen seines Vorgängers. Den Nachwuchs der promiskiden Löwinnen aber wird ein neuer Rudelführer schonen: Es könnte ja der eigene sein.

Weniger brutal geht es bei den Gibbons zu. Auch diese Affen in Südostasien sind monogam, ein Paar und sein Nachwuchs leben zusammen in einem Revier. Der Biologe Ulrich Reichard hat beobachtet, dass sowohl Männchen als auch Weibchen in den Gebieten, in denen sich ihr Revier mit dem anderer Tiere überschneidet, gelegentlich „fremdgehen“. „Die Weibchen, die länger als drei Jahre in einem Revier gelebt haben, haben alle schon mindestens mit einem Partner kopuliert, der nicht der eigene war“, sagt er. „Nach Bateman sollte das nicht so sein, aber ich beobachte, dass die Weibchen interessiert sind an diesen verschiedenen sexuellen Beziehungen.“ Und nicht nur das: Ihr Verhalten zeigt, dass die weibliche Sexualität auch bei Tieren nicht nur auf Fortpflanzung ausgerichtet ist. So haben die Gibbondamen auch Sex, wenn sie nicht fruchtbar sind. Beim Partner kann das der Beziehungspflege dienen, bei anderen Affen der guten Nachbarschaft. „Wenn eine Affendame sich mit einem Nachbarmännchen paart, lässt der sie vielleicht künftig länger am Obstbaum sitzen, ohne sie wegzudrängen.“ Ob auch Lust eine Rolle bei den Gibbons spielt, kann die Wissenschaft bisher nicht beantworten. „Es gibt aber Hinweise darauf, dass Primatenweibchen einen Orgasmus empfinden können.“ Das ergab die Messung von Gehirnströmen und Muskelkontraktionen.

4. Homosexualität in der Tierwelt

Nur bei den wenigsten Sexualkontakten eines Menschen geht es um Fortpflanzung. Trotzdem basieren fast alle Theorien zu Partnerschaft, Sex und Elterndasein auf evolutionären Überlegungen, also der Vorstellung, dass es letztlich immer darum geht, das eigene genetische Material in die nächste Generation zu retten. Was, wenn das nicht mal bei den Tieren so wäre? Dafür spricht neben dem munteren Sexleben nicht-fertiler Gibbondamen auch Homosexualität bei Tieren. Sie ist bei immerhin 500 Arten dokumentiert und bei bis zu 1500 Arten beobachtet worden.

Weibliche Bonobos zum Beispiel reiben ihre Geschlechtssteile aneinander und schreiben dabei lustvoll. Forscher hielten das lange für einen Begrüßungsritus. Bestieg eine männliche Giraffe eine andere, vermutete man einen Revierkampf – selbst wenn es sich offenkundig um einen Sexualakt handelte. Die Wissenschaft wollte homosexuelles Verhalten bei Tieren lange nicht als solches erkennen. „Weniger aus Homophobie, denke ich, als aus man-



gelder Vorstellungskraft für die Vielfalt der Tierwelt“, sagt der norwegische Zoologe Petter Bockman, der Homosexualität in der Tierwelt erforscht hat. Bei Sex zwischen männlichen Tieren gehe es oft um Spannungsabbau, sagt Bockman. Es gibt aber einige Arten, bei denen etwa zehn Prozent der Tiere ausschließlich gleichgeschlechtlichen Sex haben, etwa Hausschafe. Sogar schwule Lebenspartnerschaften kommen in der Tierwelt vor: Männliche Flamingos brüten gemeinsam Eier aus und ziehen die Küken auf. Schwule Paare sind bei den monogam lebenden Flamingos sogar im Vorteil, weil zwei Männchen stärker sind als gemischte Paare und ihr Territorium besser verteidigen können. Es gibt aber auch lesbische Flamingopaare.

Dass homosexuelles Verhalten vor allem bei Vögeln gut dokumentiert ist, liegt laut Bockman daran, dass sich Männchen und Weibchen optisch meist eindeutig unterscheiden lassen. Wenn zwei männliche Füchse oder Ratten Sex haben, lässt sich das hingegen nicht ohne weiteres erkennen. Er vermutet deshalb, dass Homosexualität in der Tierwelt noch weiter verbreitet ist als bisher bekannt.

Die Vorstellung, Tiere hätten Sex nur zur Fortpflanzung, findet Bockman absurd. „Wenn man mal darüber nachdenkt, gibt es nur eine Spezies, die Elternschaft planen kann: Menschen! Wissen Delfine, dass aus Sex Babydelfine entstehen? Ich glaube nicht. Tiere haben Sex, weil sie Sex haben wollen.“ Dafür spricht auch, dass auch Selbstbefriedigung im Tierreich vorkommt – bei Männchen und Weibchen.

FOTO: WARRIUS

5. Noch mal die Fruchtfliegen

Die amerikanische Biologin Patricia Gowaty untersucht seit Jahrzehnten das Paarungsverhalten von Tieren. Immer wieder hat sie beobachtet, dass auch Weibchen sich kompetitiv und Männchen wählerisch verhalten. Irgendwann kam sie auf die Idee, sich Batemans Studie von 1948 noch einmal anzuschauen. 2007 vollzog sie mit einem Studenten seine Methodik nach – und war schockiert. „Wir saßen tagelang an meinem Küchentisch, gingen Zeile für Zeile des ursprünglichen Artikels durch, und am Ende hatten wir mehrere zentrale Fehler entdeckt, im Design seines Experiments und bei der Auswertung.“

So zeigte sich bei einer Versuchsreihe ein größerer Reproduktionserfolg bei mehr Sexualpartnern auch bei Weibchen. Diese Daten analysierte Bateman aber getrennt von denen aus seinen letzten zwei Versuchsreihen, die besser zu seiner These passten. Und in die Lehrbücher ging vor allem der Graph zu den beiden letzten Experimenten ein, der nur bei den Männchen eine steile Kurve zeigt beim Zusammenhang von „number of mates“ und „reproductive success“. Später wiederholte Gowaty sein Experiment mit zwei Kollegen. Obwohl das Bateman-Prinzip eine beachtliche wissenschaftliche Karriere gemacht und das vorherrschende Geschlechterbild unserer Zeit mitgeformt hat, war der Versuch in fast 70 Jahren nie wiederholt worden. 2012 erschien der Artikel in den „Proceedings of the National Academy of Sciences“. Darin wies Gowaty nach, dass Batemans Methodik die Ergebnisse verzerrt hatte (siehe Text rechts).

Obwohl seine Methoden tendenziös und seine Ergebnisse fehlerhaft waren, wird sein Prinzip selten angezweifelt. „Viele Forscher glauben Bateman einfach, weil seine Theorie so gut zu der Doppel-moral passt, mit der wir Männer und Frauen bewerten. Unsere Normen wirken in der Untersuchung von Geschlechterunterschieden verzerrend. Studien werden, bewusst oder unbewusst, so aufgebaut, dass sie immer wieder dasselbe bestätigen. Tun sie es nicht, wird davon ausgegangen, dass die Daten falsch sind, nicht die zugrundeliegende Theorie.“

6. Der perfekte promiske Mann

Selbst wenn männliche (und weibliche) Fruchtfliegen ihren reproduktiven Erfolg durch ein promiskes Sexleben erhöhen können: Gilt das tatsächlich auch für Menschen? Nein, sagt die kanadisch-britische Wissenschaftsautorin Cordelia Fine. Und führt das auf amüsante Weise in ihrem Buch „Testosterone Rex“ vor. Eine Frau kann im Lauf ihres Lebens kaum mehr als durchschnittlich zehn Kinder bekommen. Nun könnte man denken: Ein Mann kann in einem Jahr 100 Frauen schwängern! Nur: Er müsste diese 100 Frauen nicht nur finden, sie dürften auch weder schwanger sein, noch unfruchtbar, weil sie gerade stillen – und müssten beim Sex mit ihm auch tatsächlich schwanger werden. Die Wahrscheinlichkeit dafür beträgt bei einem Akt drei Prozent. Ein promisker Mann müsste laut Cordelia Fine mit mehr als 130 Frauen schlafen, um mit 90 Prozent Wahrscheinlichkeit das eine Kind zu zeugen, (das ein mono-

gamer Mann nach einem Jahr wöchentlichem Sex mit seiner Partnerin erwarten kann. „Und den Feministinnen wird Wunschdenken vorgeworfen“, schreibt Cordelia Fine ironisch.

Und was ist mit den Umfragen, die besagen, dass Männer öfter fremdgehen und mehr Sexualpartnerinnen haben? Nun: Zum Sex gehören immer zwei. Es ist denkbar, dass Männer öfter betrügen, weil sie es auch in homosexuellen Beziehungen tun oder öfter aus einer Beziehung heraus mit einer Frau schlafen, die gerade Single ist. Ein Ding der Unmöglichkeit aber ist, dass laut manchen Umfragen die Zahl der Sexualpartnerinnen heterosexueller Männer in ihrem bisherigen Leben viermal so hoch ist wie die Anzahl der Sexualpartner heterosexueller Frauen. Hier liegt ebenso erwünschtes Antwortverhalten vor: Die Normen, die Bateman in der Natur zu beobachten glaubte, führen noch heute dazu, dass beim Thema Sex die Frauen unter- und die Männer übertreiben.

7. Wie viel Tier steckt im Mensch?

Evolutionäre Erklärungen sind beim Sex viel beliebter als zum Beispiel bei den Themen Nahrungsaufnahme oder Schlaf. Dabei gibt es Phänomene, bei denen es nicht weiterhilft, in die Tierwelt zu blicken: Schlafstörungen wegen nächtlichen Grübelns sind bei Tieren nicht bekannt, ebensowenig Essstörungen, die sich auf Schönheitsideale zurückführen ließen. Wieso wollen wir ausgerechnet beim Sex nicht anerkennen, dass unser Verhalten oft genuin menschlich ist? Über Sex in der Tierwelt wurde vieles herausgefunden, was

Fruchtfliegen paaren sich: Lohnt sich Sex mit vielen Partnern nur für Männchen? Und wenn ja: Gilt das auch für Menschen?

Batemans und Darwins Beobachtungen widerspricht. Schon Darwin selbst sprach später geschlechtsneutral vom Wettbewerb um Sexualpartner. Heute gilt als gesichert, dass es Wettbewerb zwischen Weibchen gibt: Bei Primaten bekommen ranghöhere Weibchen etwa mehr Nachwuchs, der mit höherer Wahrscheinlichkeit überlebt, was unter anderem daran liegt, dass die dominanten Weibchen die rangniedrigeren schikanieren und ihrem Nachwuchs den Zugang zur Futterstelle erschweren. Außerdem weiß man, dass die Produktion von Spermia kein ganz kleiner Aufwand ist. Die Männchen einer Spinnenart können nach der ersten Paarung nie wieder Spermia produzieren. (Schwarze Witwen fressen ihren Partner nach dem Akt sogar auf.) Man weiß auch, dass Männchen wählerisch sein können – selbst bei Fruchtfliegen. Sie verwehren Weibchen manchmal den Sex; offenbar wollen sie ihre Spermien für die passende Partnerin aufbewahren. Je wählerischer beide Geschlechter, so Patricia Gowaty, umso gesünder der Nachwuchs.

Nur: Was bedeutet all das für den Menschen? Wohl vor allem eines: dass die Betrachtung von Fortpflanzung in der Tierwelt nur bedingt zum Verständnis der Partnerschaft zwischen Mann und Frau taugt. Denn Frauen versuchen natürlich nicht zu verhindern, dass ihre Angestellten Kinder bekommen. Und natürlich fressen sie weder ihre Sexualpartner noch deren Nachwuchs. Zum Glück, lässt sich also sagen, gibt es Tierisches, was dem Menschen fremd ist. Schwule Schafe, onanierende Schimpansen und untreue Meisen zeigen hingegen: Es gibt offenbar nichts Menschliches, was den Tieren fremd ist. ◀

BATEMANS STUDIE

Bei Batemans Experiment trug jede Fruchtfliege eine sichtbare Mutation, sozusagen ein Namensschild, wie gekrümmte Flügel oder fehlende Augen. Nachdem Bateman die Fruchtfliegen ein paar Tage lang zusammen eingesperrt hatte, untersuchte er den Nachwuchs. Das Problem: Da Bateman die Fliegen nicht bei der Paarung beobachtete, schätzte er die Anzahl an Sexualpartnern der Fliegen über diejenigen Nachkommen, die zwei Mutationen hatten, also die Namensschilder von Mutter und Vater. Weil die Mutationen aber so heftig waren, starben viele der Nachkommen mit zwei Mutationen, bevor sie dem Larvenstadium entwachsen waren. Das führte zu verzerrten Ergebnissen: Auch Fruchtfliegen, die aufgrund der höheren Sterblichkeit bei Vorliegen zweier Mutationen vermeintlich keine Sexualpartner hatten, hatten zahlreiche Nachkommen – und zwar die, die nur ihre Mutation geerbt hatten. Bateman überschätzte also die Zahl an Fruchtfliegen, die keinen Sexualpartner hatten, und unterschätzte diejenigen mit einem oder mehreren Sexualpartnern. Die Unterschiede im reproduktiven Erfolg führte er auf die unterschiedliche Anzahl an Sexualpartnern zurück – diese war aber verzerrt. Außerdem hatten laut Bateman die männlichen Fruchtfliegen mehr Nachkommen gezeugt als die weiblichen: eine biologische und statistische Unmöglichkeit, weil natürlich jede Fliege eine Mutter und einen Vater hat.

Patricia Adair Gowaty, Yong-Kyu Kim und Wyatt W. Anderson (2012): No evidence of sexual selection in a repetition of Bateman's classic study of *Drosophila melanogaster*. In: PNAS 109, 11740-11745.



Alpha: Jacke, Top, Hose, Schuhe von Giorgio Armani. Esther: Hemd, Hose, Schuhe von Givenchy



Esther: Anzug und Hemd von Celine. Alpha: Mantel, Hemd und Hose von Burberry

TWO IN ONE

Männermode wird so stark von Damenmode angeregt wie nie zuvor. Daher trägt nicht nur Alpha Dia für uns die Herrenentwürfe für Herbst und Winter. Auch Esther Heesch sieht in dieser Mode aus, als wäre sie eigens für sie entworfen worden.

Fotos Arturo Astorino
Text Markus Ebner

Das Privileg, ein neues Jahrzehnt einzuläuten, hatten die Männer schauen im Juni 2019. Da wurden zum ersten Mal die Kleidungsstücke gezeigt, die vom Frühjahr 2020 an in den Läden und auf den Seiten der Onlinehändler zu sehen sein werden. Der Markt der Männermode wächst, holt also langsam gegenüber den Frauen auf, die noch immer viel mehr Geld für Bekleidung ausgeben. Daher wird nun zum Beispiel auch die Onlineboutique Mytheresa das Geschäft mit Anzügen angehen.

Damit ist auch schon der wichtigste neue Trend angesprochen. Es geht wieder ein bisschen klassischer zu. Streetwear hat in Form von Sweatshirts und Sneakern in den vergangenen Jahren immer mehr Anteile am Umsatz erobert. Vielleicht ist der Kunde nun mal wieder reif für Anzüge, die auf einmal in Mode sind.

Es geht hier nicht unbedingt um den Anzug, wie ihn sich ein Geschäftsmann vielleicht vorstellt, sondern um einen Anzug, wie ihn auch Frauen tragen können – weshalb wir für die Fotos, die diesen Text illustrieren, nicht nur Alpha Dia gebucht haben, den Shooting-Star unter den deutschen Männermodels, sondern auch die aus Lübeck stammende Esther Heesch, der die neue Männermode mindestens genauso gut steht.

Die Deutungshoheit in der Männermode hat Kim Jones von Dior. Seit Hedi Slimane das Label Dior Homme für



Pullunder, Hemd, Hose, Gürtel, Schuhe von Alexander McQueen; Hut von Giorgio Armani; Socken von Falke

Bernard Arnault und seinen LVMH-Konzern erfolgreich in die Welt gesetzt hat, ist Dior auch wegweisend bei den Männern. Slimanes minimale und extrem körperbetonte Schnittführung hatte vor fast zwei Jahrzehnten Karl Lagerfeld dazu gebracht, mehr als 40 Kilogramm abzunehmen – bis er in Slimanes Entwürfe passte.

Von 2011 bis 2018 hat Kim Jones bei Louis Vuitton die Streetwear salonfähig gemacht, indem er für die Luxusmarke eine Kooperation mit dem König der Streetwear einging, James Jebbia von Supreme, und zum Bestseller machte. Frisch bei Dior, hat Jones gleich mal den Namen geändert: Dior Homme heißt nun Dior Men. Interessanterweise schaut der britische Designer vor allem ins Archiv von Christian Dior, wenn er seine Kollektionen gestaltet. Das bedeutet: viele Blumenstickereien und florale Drucke sowie Anzüge aus purer Seide in weiblichen Pastelltönen. Statt Krawatte, die bei Hedi Slimane kurz und dünn war, werden feminine Schals unter die Jacken drapiert.

Ein viel weicherer Look als noch vor wenigen Saisons bestimmt das Geschehen. So ist es denn auch keine Überraschung, dass bei den Dior-Men-Schauen Frauen wie Kate Moss und Naomi Campbell in der ersten Reihe sitzen – und bei der letzten Männerschau sogar mit Jones beim Finale über den Laufsteg gingen, gekleidet in Dior Men. Jones legt Seide am Revers ein und versieht die meisten Jacken mit



Hemd, Hose, Schuhe von Prada; Hut von Giorgio Armani; Socken von Falke



Hemd, Hose, Gürtel, Boots von Saint Laurent by Anthony Vaccarello; Hut von Giorgio Armani



Hemd, Hose, Gürtel, Boots von Saint Laurent by Anthony Vaccarello; Hut von Giorgio Armani

TWO IN ONE

Blumenschmuck statt mit Einstecktuch. Das ist nicht nur ein Styling-Trick, sondern eine subtile Botschaft an asiatische Männer, die viel offener mit Geschlechterrollen umgehen und zum Beispiel auch mit Nagellack und Damenhandtaschen experimentieren.

Kein Wunder, dass Jones auch in Tokio seine Dior-Pre-Fall-Kollektion präsentierte, gleich beim richtigen Kunden. Damit ist er der erste Herrenmodemacher, der das von Lagerfeld für Chanel erfundene Prinzip des globalen Schauenwunderzirkus eingeführt hat, das es so in der Männermodeszene noch nicht gab.

Trotzdem vergisst Jones nicht seine Jungs. So trägt Kylian Mbappé, der Star des Weltfußballs, regelmäßig Dior-Men-Anzüge zu großen Veranstaltungen. Und David Beckham war im vergangenen Jahr bei der Royal Wedding von Harry und Meghan in England in einen eng geschnittenen Cutaway gekleidet, den Jones seinen Wünschen angepasst hatte – mit schwarzer Hose statt Stresemann-Streifen sowie mit dunkelgrauer statt silbergrauer Krawatte. Und schon galt er als der am besten gekleidete männliche Gast.

Kim Jones war der erste offizielle Transfer des Geschäftsführers Pietro Beccari, als er von Fendi zu Dior kam. Seitdem wächst die Marke so schnell, wie man das sonst nur von Gucci aus dem konkurrierenden Kering-Konzern kennt.

Die Inspiration für die Männermode also kommt heute von den Frauen. Man sieht es an unserem Shooting: Ob Hose und Hemd für einen Mann wie Alpha Dia oder eine Frau wie Esther Heesch gemacht

sind, ist Jacke wie Hose. Und immer öfter wird sie nun auch von Frauen entworfen. Nicht mehr nur von Véronique Nichanian, die seit sage und schreibe 31 Jahren als Hermès-Männermode-Designerin arbeitet. Nun auch von Clare Waight Keller bei Givenchy. Sie hat eigentlich keine Erfahrung in der Männermode, denn bei Chloé, wo sie vorher arbeitete, ging es nur um Frauen – das heißt um coole Kleider für vielbeschäftigte Frauen. Aber sie hatte auch schon die Couture für Givenchy wiedereingeführt, da sollten die Männer keine Schwierigkeit darstellen.

Mit der Givenchy-Männermode war sie gleich im Sommer Gastdesignerin auf der Pitti-Messe in Florenz, wo sie ihre von asiatischem Streetstyle inspirierten Tracksuits zeigte. Auch gibt es bei Givenchy nun Haute Couture für Männer. Diesen Trend hat Pier Paolo Piccioli von Valentino eingeführt, als er noch zusammen mit Maria Grazia Chiuri das Design verantwortete. In einem boomenden Markt für Maßschneider an der Savile Row, in Neapel oder Wien ist es eigentlich logisch, dass die großen Couture-Häuser aus Paris die höchste Schneiderkunst den Männern zugänglich machen.

Auch in dieser Hinsicht lernen die Herren also von den Frauen.

Fotograf: Arturo Astorino
Styling: Markus Ebner
Stylingassistenz: Evelyn Tye
Models: Alpha Dia (Modelwerk),
Esther Heesch (Modelwerk)
Fotografiert am 30. Juni 2019 in Paris



HACKETT
LONDON

MÜNCHEN · HAMBURG · FRANKFURT · DUSSELDORF · LEIPZIG · ZÜRICH

HACKETT.COM

Herr Suter, in Ihren Büchern formulieren Sie gerne Stilregeln. Im neuen Krimi „Allmen und der Koi“ schreiben Sie: „Wie es sich gehört für sommerliche Abendgarderobe, trug Allmen schwarze Seidenbosen mit Galons an den Seitennähten und ein weißes Dinner-Jacket.“

Das ist natürlich aus der Sicht meines Detektivs Johann Friedrich von Allmen gesehen. Der neue Roman spielt auf Ibiza, ein formeller Anlass im Süden erfordert für ihn ein weißes Dinner-Jacket. Ich habe selbst lange auf der Insel gelebt, leider nie in Kreisen, in denen man sich zum Abendessen umzog. Ich bedauere den Verlust der Tradition.

Hängen viele weiße Jackets in Ihrem Schrank?

Nein, gar keines. Ich habe zu selten Gelegenheit, sie zu tragen.

Warum halten Sie sich mit solchen Tipps zur Etikette nicht zurück?

Der Allmen ist eine Figur, die halt Wert auf das Äußere legt.

Sie nicht?

Doch, ich auch. Ich habe diese Form der Eitelkeit. Ich finde, ein Mann im Anzug ist gut gekleidet.

Heute tragen Sie einen anthrazitfarbenen.

Korrekt heißt es mitternachtsblau.

Maßgeschneidert?

Ja, sicher. In Zürich im Geschäft bestellt, die schicken's dann nach Portugal zum Maßschneider. Gelegentlich bringe ich mir einen Anzug aus Singapur mit, gute Qualität. Nur leider sind manche Details nicht immer berücksichtigt. Schauen Sie sich meine Ärmelknöpfe am Sakko an. Eigentlich müssten die sich küssen, das heißt, sie müssten ganz dicht beieinander liegen, sodass sie sich berühren. Das tun sie nicht. Schwerer Fehler.

Sie haben einmal gesagt, dass Gewalt und Dummheit bei anderen Menschen Sie aufregen. Was ist mit schlecht sitzender Garderobe?

Da bin ich tolerant. Es stört mich nicht, wenn jemand nicht gekleidet ist wie ich. Kürzlich habe ich nur ein bisschen die Nase gerümpft über kurze Hosen für den Mann.

Auf Twitter haben Sie gereimt: „Der Sommer ist ja keine ganz üble Jahreszeit / Mich stört daran nur eine / Ich nenn's mal Kleinigkeit / Es ist diese Chose von Mann in kurzer Hose.“ Was nervt Sie daran?

Ich finde, kurze Hosen an Männern haben schnell was Lächerliches. Habe ich das nicht in meinem neuen Allmen-Fall sogar geschrieben? Der findet, selbst eine militärische Bermudashorts hat etwas Monty-Python-Haftes. Man muss relativ jung sein, damit man solche Hosen tragen kann.



Er lebt Stil auf seine Weise: Den ersten maßgeschneiderten Anzug leistete sich Martin Suter im Alter von 19 Jahren. Auch heute trägt er meistens eines der 20 Modelle, die in seinem Schrank hängen.

„Ich bedauere den Verlust der Tradition“

Schriftsteller Martin Suter über seine Vorliebe für Anzüge, seine Abneigung gegen den Casual Friday, gleichmacherische Bärte und argentinische Frisuren

Interview Ulf Lippitz
Fotos Frank Röth

Ist schon bequem an heißen Tagen.

Die Hitze schlägt doch nicht auf die Beine! Im Winter tragen wir lange und oftmals dünne Hosen. Die Temperatur der Beine hat keine großen Auswirkungen auf den Rest des Körpers.

Was ist mit dem Gefühl der Beinfreiheit?

Dann würde ich lieber ein Röckchen tragen. Es gibt in Zürich einen Arzt, der regelmäßig in der Kronenhalle speist, und er trägt einen fast bodenlangen Rock. Geht.

Diesen Sommer war es auch in der Schweiz irre heiß.

Haben Sie trotzdem Anzüge getragen?

So ab 30 Grad erlaube ich mir Ausrutscher. Leichte Baumwollhosen und ein Hemd. Keine Jeans, die finde ich nicht altersgemäß. Ich habe mich sogar mit T-Shirt auf die Straße gewagt, ohne Jackett. Als wir früher auf Ibiza gelebt haben, kam es selbst vor, dass ich Bermudas angezogen habe. Schreiben Sie das bloß nicht!

Ihr Detektiv Allmen tritt seine Reise auf die Insel mit sagenhaften acht Anzügen im Gepäck an...

... ja gut, er dachte, er bleibt weniger lang. Es war ein bisschen knapp.

Wie viele nehmen Sie normalerweise auf eine Reise mit?

Wenn ich nur übernachte, kommt es vor, dass ich keinen Anzug mitnehme, sondern den gleichen wie auf der Reise trage. Sonst packe ich vier für den Urlaub ein.

In Marrakesch haben wir noch ein Haus, da kann ich ohne zusätzliche Garderobe anreisen.

Sagt Ihre Frau nie: „Jetzt reicht es, Martin!“

Doch, das sagt sie. Wir haben in Zürich keinen Platz mehr. Im Schrank hängen schon um die 20 Anzüge.

Sind Sie etwa „überinvestiert“, wie es über Ihren Detektiv Allmen einmal im Roman heißt?

Nein, nein, das heißt ja auf vornehme Art, man sei fast pleite. Das habe ich mal vor vielen Jahren gehört, als ein wohlhabender Mann über einen anderen gesagt hat: Er ist leider ein wenig überinvestiert. Ein Obdachloser kann das von sich nicht mit der gleichen Selbstverständlichkeit sagen wie ein ehemaliger Banker, der bei irgendeiner Schweinerei erwischt wurde und nun Schulden hat.

Bei Ihnen fng die Liebe zum Anzug früh an. Ihren ersten haben Sie sich mit 19 Jahren für 300 Franken in Basel schneiden lassen.

Mit Hahnentrittmuster und abgestepptem Revers, stimmt. Das war eine Maßkonfektion, da hatte man gewisse Wünsche offen, zum Beispiel richtige Knopflöcher am Ärmel. Ich weiß noch, dass ich mich für einen Dreiteiler entschieden habe und es mich gestört hat, dass mein Bauch die Weste nicht ausgefüllt hat. Ich dachte, die muss ein bisschen rund sein. Das würde mich längst nicht mehr ärgern.

Was bedeutete Ihnen damals der Anzug?

Früher war Kleidung sehr bestimmend. Ein Bauer konnte sich nicht wie ein Graf kleiden. Die Zünfte hatten Regeln, was wer nach Stand und Beruf anzuziehen hatte. Heute kann man die Identitäten leichter wechseln. Der Bankdirektor fährt am Wochenende in der Lederkluft auf der Harley-Davidson herum und ist dann nicht mehr der Banker. Das ist das Thema meiner Arbeit. Der Zusammenhang von Schein und Sein. Wer bin ich? Wer könnte ich noch sein? In diesem Zusammenhang war es damals vielleicht wichtig, als Lehrling in einer Werbeagentur eine Maßkonfektion zu bestellen und wie ein Werber auszu-sehen. Aber der wahre Grund war damals wie immer: Ich mag Anzüge.

Sie wollten sich mit der Kleidung eine Identität zusammenschustern. Sind Sie ein Mitläufer der Mode?

Quatsch. Was ich trage, ist doch das Gegenteil von Mode. Wäre ich ein Mitläufer, würde ich mich anders kleiden, wie ein Dandy, mit mehr Farben.

Welche Identität tragen Sie heute zur Schau?

Die des urbanen Schriftstellers. Anzug, weißes Hemd, dazu eine gepunktete Krawatte. Das ist übrigens ein Vintage-Modell, vor 30 Jahren im „Brockenhaus“ gefunden, einem Schweizer Trödelgeschäft. Wenn Sie Ihren Schrank ausräumen oder einen Nachlass verwerten, rufen Sie das „Brockenhaus“ an.

Ihr Hemd stammt bestimmt nicht vom Flohmarkt. An der Brusttasche ist Ihr Monogramm eingestickt.

Wenn man das nicht von der Stange kauft, gehört das dazu. Ist eigentlich die falsche Stelle. Das Monogramm müsste vorne kurz über dem Bund sein. Das Erkennungszeichen stammt aus der Zeit der Wäschereien oder der großen Häuser, in der mehrere Herren ihre weißen Hemden der Wäscherin gaben.

Hatten Sie schon immer eine Vorliebe für gestärkte Hemden?

Die Hemden, die ich trage, sind nicht gestärkt. Sie haben weiche Kragen und Manschetten. Ich hasse Gestärktes. In den siebziger Jahren trug ich auch bunte Secondhand-Modelle. Für unsere große Reise durch Afrika habe ich mir Safarihemden aus dem Army-Surplus-Store geholt, dazu schöne Khakihosen von der Portobello Road in London.

Mit Ihrer damaligen Freundin reisten Sie 1972 ein Jahr durch Afrika und Asien.

Ich weiß noch, am Ende saßen wir in Sri Lanka und haben überlegt, wie wir günstig zurück nach Zürich kommen. Damals flog die Aeroflot von Colombo über Moskau in die Schweiz, die Fluggesellschaft hatte so ein Angebot, weiterreisenden Passagieren den Aufenthalt in der Sowjetunion zu bezahlen. Rucksack-touristen wie wir haben dann nach der schlechtesten

Verbindung gesucht, um noch möglichst lange in Moskau zu bleiben und in einem guten Hotel zu übernachten. Wir verbrachten schließlich drei Tage in Moskau. Wir hatten zwei Sätze Kleider, eine Jeans und eine Jeansjacke. Auf dem Roten Platz wurden wir von jungen Leuten angehalten, die uns fragten, ob wir ihnen unsere Klamotten verkaufen würden. Wir konnten sie leider nicht abgeben, weil wir nichts mehr hatten.

Kleidung kann eben auch ein Zeichen des Protests sein.

Natürlich ist Stil immer ein persönlicher Ausdruck. Die Weigerung, im Konfirmandenanzug herumzugehen, war ein Protest. Heute gilt es vielen Männern als unglaublich spießig, eine Krawatte zu tragen. Ich hingegen finde es eine unglaublich spießige Form des Protests, keinen Schlips zu tragen und den Casual Friday im Büro zu feiern: „Heute müssen wir nicht elegant gekleidet sein, heute kommen wir locker.“ Das ist doch nur eine Äußerlichkeit. Man ist nicht weniger spießig, wenn man keine Krawatte trägt.

Noch nie abgewiesen worden, weil Sie keine trugen oder gar das falsche Outfit?

Einmal wurde ich in Basel nicht in einen Club eingelassen. Wegen meiner Kleidung. Da hatte ich einen Designeranzug aus Leinen an – von Armani! Der war ganz zerknittert, wie das für Leinen normal ist. Und damit durfte ich nicht rein. Können Sie sich das vorstellen?

Tom Wolfe trat immer im weißen Anzug auf. Samuel Beckett trug gern eine Frauen-Handtasche von Gucci über seiner Schulter. Haben Sie eine Martin-Suter-Marotte?

Wenn man so alt ist wie ich und sich nicht sehr verändert hat, hat man sicher seinen Look gefunden. Vielleicht sind es meine Haare: streng nach hinten gelegt.

Finden Sie gegelte Haare geschmackvoll?

Ich mag längere Haare, mir haben sie immer gefallen, weil sie einem so was Argentinisches geben. Der andere Grund ist banal: Ich habe unglaublich lockiges Haar. Wenn ich da nicht Brillantine, nicht Gel reinmache, sehe ich aus wie ein Komparse im „Hair“-Musical.



Persönlicher Ausdruck: Martin Suter legt Wert auf das Äußere.

Sie könnten die Frisur unter einem Hut verstecken!

Ich wäre gern ein Hutträger, ich warte auf das Comeback des Herrenhuts. Allerdings befürchte ich, ich werde es nicht mehr erleben.

Warum beginnen Sie nicht einfach und setzen den Trend?

Wissen Sie, ich habe keine Vorliebe für die Originalität. Trotzdem halte ich Hüte für schöne Objekte, einen eleganten Borsalino oder einen Panama, den man zusammenrollen kann. Hüte sind leider immer auffällig. Ich sehe manchmal diese Reisenden im Flugzeug, die mit einem Sombrero aus Mexiko zurückkommen und die Gepäckablage verstopfen. Tragen kann den doch niemand zu Hause, höchstens wenn er ein bisschen angetrunken beim Grillieren ist.

Eine andere Sache, die Sie bei Männern stört, ist der Hang zum Bart. Wieso?

Weil Bärte so gleichmacherisch sind. Sie sehen das auch, wenn Sie alte Fotos anschauen aus der Wende zum 20. Jahrhundert. Diese Herren können Sie kaum mehr unterscheiden. Man muss schon zweimal schauen. Ich habe jedoch Verständnis für diese Neugier herauszufinden, wie man mit Bart aussieht, ich habe ein Weilchen einen Schnauzer gehabt.



HERBSTWOCHEN BEI LIGNE ROSET
MIT BESONDEREN PREISVORTEILEN
AUF DIE GESAMTE KOLLEKTION*.
VOM 12.10. – 02.11.2019
BEI ALLEN TEILNEHMENDEN PARTNERN :
LIGNE-ROSET.COM

R E N D E Z - V O U S W I T H Y O U

ligne roset®

depuis 1860

THE
LIGNE
ROSET
RENDEZ-
VOUS

Ein bisschen wie Freddie Mercury in den Siebzigern?

Mehr gezwirbelt. Das war auf der Afrikareise und damals in Mode. Ich habe ihn mir während des Militärdienstes wachsen lassen. Da standen wir einmal an einem Bauernhof, ich rasierte mich am Brunnen, und ein Soldat hat gefragt: Spinnst du, warum machst du das? Ein anderer, etwas erfahrener Soldat, sagte zu ihm: Siehst du denn nicht, dass er will, dass man sieht, dass er sich einen Schnurrbart stehen lässt?

Um was beneiden Sie junge Männer, wenn Sie diese auf der Straße sehen?

Um den Zustand der Jugend an sich. Wenn man sich darin befindet, genießt man es gar nicht richtig. Es gibt dieses Zitat, ich weiß nicht, wer es gesagt hat: Es sei schlimm, dass die Jugend an Minderjährige verschwendet werde. Dieses Gefühl kenne ich. Ich schaue mir alte Fotos an und denke: Wenn ich gewusst hätte, wie ich damals ausgesehen habe, hätte ich sicher mehr davon profitiert.

Hat sich das Benehmen der Jugendlichen in den vergangenen Jahrzehnten verändert?

Ach, ich weiß nicht. Ich finde gewisse junge Männer unerträglich, aber das dachte ich vor 50 Jahren auch. Vielleicht gab es früher andere Umgangsformen, weil wir alle aus strengeren Verhältnissen kamen, von Schule und Elternhaus mehr indoktriniert, oder man sagte: erzogen wurden. Das Unflätige war weniger verbreitet. Ich bin immer gerührt, wenn ich höfliche junge Menschen treffe.

Aufgewachsen ist Martin Suter in Zürich und Freiburg (Schweiz). Von 1968 an arbeitete er als Werbetexter, später wandte er sich dem Schreiben zu – zunächst als Journalist, dann auch als Schriftsteller. Sein erstes Buch „Small World“ erschien 1997 und wurde ein Bestseller. Bislang hat der Einundsiebzigjährige zehn Romane geschrieben und sechs Krimis um den verarmten Kunstdetektiv Johann Friedrich von Allmen. Dessen neuer Fall, „Allmen und der Koi“, ist gerade erschienen. Suter ist zum zweiten Mal verheiratet und hat eine Adoptivtochter, die Familie lebt in Zürich. Wenn er keine Lust auf das Schreiben langer Texte hat, macht er mit dem Chansonnier Stephan Eicher Musik und schreibt kleine Verse.



Tarnfleck in der Geisterbahn: Entwurf für die Berliner Schau im Juni 1990



Verspiel: Lisa D. (Mitte) und Fiona Bennett in Rot beim Heimspiel nach dem „Playboy“-Event

FRAU LISAS GESPÜR FÜR SCHMÄH

Was diese Mode aus den Frauen macht? Falsche Frage! Lisa D. will mit ihrer Graz-Berliner Melange die Augen öffnen für andere Frauenbilder und für seltsame Ansichten von Männern.

Von Fridtjof Küchemann

Anderswo hätten sie Alice vielleicht einen Superstar genannt. Supermodels waren noch nicht erfunden, als die Graz-Berliner Mode-Melange namens Lisa D. mit Kühnheit, Party- und Provokationslust, mit wachem Blick über die Szene hinaus mit der Mode zu spielen begann wie mit unseren Frauen- und Männerbildern. Und unseren Frauen- und Männerblicken.

Blonde Lockenmähne, ebenmäßiges Gesicht, Schwanenhals, 94–57–89 bei 1,73 Meter Körpergröße: „So viel Schönheit und Verletzlichkeit in einer Person“ hatten Lisa D. sofort ins Schwärmen gebracht. Also buchte sie Alice von Mitte der achtziger Jahre an für viele ihrer spektakulären Shows: in einer Grazer Strip-Bar, in einer Geisterbahn in Berlin, bei der Zwanzig-Jahr-Feier des deutschen „Playboy“ in München. Wobei: buchen? Alice ließ sich nicht buchen, wie man Models heute bucht, über eine Agentur. Der Schriftsteller Walter Grond hatte sie 1984 in einem Grazer Café angesprochen, so geht die Geschichte, im festen Wissen, die Studentin sei ganz nach dem Geschmack seiner Freundin Lisa, einer Modeschöpferin.

Die Geschichte lässt sich nachlesen in dem Buch „Kläsch – Zusammenstöße mit Kunst, Mode und anderen Disziplinen 1984 – 1994“, das im Maro-Verlag erschienen ist und kaum Text zu bieten scheint. Erst wer die Doppelseiten mit den vielen Fotos aus zehn Jahren performativer Umtrieblichkeit aufschlitzt, bekommt Alices Erinnerungen zu lesen – an Tage und Nächte mit Lisa und ihrer Entourage, an tollkühne Pläne, an die Momente der Panik vor den Schauen, die sich aus Theater, Literatur, Musik und Kunst ebenso zu nähren scheinen wie aus der Mode selbst.

Und erst wer das Buch am Ende aufschlägt, erfährt, dass es sich bei dieser Alice, der man fast 300 Seiten lang gefolgt ist, um eine Kunstfigur handelt, um einen Kunstgriff, damit sich Lisa D. nicht selbst erklären muss. Damit die um Kunstgriffe nicht verlegene Modeschöpferin das an sie herangetragene Ansinnen, ein Erinnerungsbuch zu schreiben, weder ablehnen noch erfüllen musste.

Vielleicht liegt dieses Spiel aus Erfüllen und Verwehren vielen Einfällen der Künstlerin zugrunde: in feiner Form, wenn sie, ehemals Mitglied der roten Frauenbrigade, zum Entsetzen selbst ihrer engsten Mitsstreiter im September 1992 im Münchner Botanikum herausfinden will, ob Männer Spaß verstehen, beim Jubiläums-

fest der deutschen Ausgabe des Männermagazins „Playboy“. Statt auf Bunnys setzt sie mit der Hut- und Modedesignerin Fiona Bennett in ihrem Garten Eden auf 20 „ausgebuffte Individualistinnen“ in eigens dafür entworfenen Kleidern, vom weißen Hosenanzug mit elegantem Ausschnitt über Tutu-Varianten bis zur schulterfreien Bondage-Draperie. In der Mitte: ein Model in einer Sanduhr, langsam freigegeben durch die verrinnende Zeit selbst. Die Aufgabe der übrigen Grazien: die männlichen Festgäste anzuziehen, um sich ihnen dann geschickt zu entziehen. Aber wie: Richtiggehend verschwinden sollten sie – und die überraschten Mannsbilder mit sich allein lassen.

„Denn mal ehrlich“, so Lisas These, „was wollen denn Männer bei so einem Ereignis anderes, als sich gegenseitig zu beeindrucken?“ Die Sache geht aufs Schönste schief – und liest sich mehr als ein Vierteljahrhundert später, in einer Zeit, in der immer noch Bunnys für die Zeitschrift über Events stöckeln müssen, als Coup, gerade, weil sie gescheitert ist. Allein der Werbechef von Benetton, so heißt es im Buch, war begeistert: „What a blast! You are a natural born-a playboy-kiilller!“ Es ist ein Glück, dass die Entwürfe für den Abend nicht nur in München den ratlosen Partygästen vorgeführt wurden, sondern ein paar Wochen später noch einmal in Berlin bei der Show „Gans in Weiß“, über einem halben Meter Daunen, vor weniger selbstbezüglichen Leuten.

Nicht nur das Risiko, auch der Ausrutscher, der Fehltritt hat es Lisa D. angetan: Immer wieder bittet sie bei Probe-Walks Models, sich zu merken, wenn sie wanken oder stolpern. Eine der großen Anfangsszenen des Buchs gehört einer Party Anfang 1985 in einem ehemaligen Landgasthof am Rande von Graz, deren Gäste in unmöglicher Garderobe erscheinen oder sich unmöglich benehmen sollten: „Hier waren praktisch alle Modesünden versammelt, die die Welt und die Hüter des guten Geschmacks in den nächsten Jahren reicher machen sollten.“

In einer Show im Herbst 1996, von der im Buch nicht mehr die Rede ist, hat Lisa D. ihre Models gleich über Eis laufen lassen. Ihr scharfer Blick blieb bei den Bedingungen der Vorführung von Mode nicht stehen: Strampelanzüge von H&M schneiderte sie Jahre später zu Abendkleidern um, ein bissiger Kommentar zu den Entstehungsbedingungen von Mode. Dass Lisa D. seit 2011 in Berlin das Verände-

FOTOS: JOACHIM GERN, ANNETTE HAUSCHILD/OSTPRETZ, FRANÇOIS CADIERE, IRENE NIGO

PIQUADRO



Max Verstappen

Aston Martin Red Bull Racing driver



Oben: Rolf Zacher (Mitte), Ralph Meiling (rechts) auf dem Laufsteg; unten: Lisa D. in Lisa D.

FRAU LISAS GESPÜR FÜR SCHMÄH

rungsatelier „Bis es mir vom Leibe fällt“ betreibt, in dem nicht etwa Wegwerfstücke umgenäht werden, sondern Lieblingsstücke, von denen wir uns nicht trennen können, ist da nur konsequent.

Ein feiner Streich mit dem Handschuh war die paradisiische Provokation des Münchner Fests im Herbst 1992 für den männlichen Voyeurismus, deutlicher zu spüren war der Schlag bei Kleidern wie der Corsage aus der Show „Servus Kaiser“, bei der ausgestopfte grüne Hände aus den Brüsten zu wachsen scheinen. Überhaupt, die Kleider: In „Wo tanzt die Gans“, der Schau im Grazer Strip-Lokal „Triumph-Bar“, ist im Oktober 1988 ein dunkelgrünes kurzes Samtkleid zu sehen, von dessen Saum aus spiralförmig ein Reißverschluss aufwärts läuft, um in einem großen Kegel über der rechten Brust zu enden. Im Sommer 1990 wird das Publikum in Berlin in die Wagen einer Geisterbahn gesetzt und an einer Reihe von Tableaux vivants vorbeigefahren, in denen ein zum Rock mutierter Fellmantel zu sehen ist, aus dessen Ärmel auf Hüfthöhe ein weiteres paar Hände wächst. Ein Model trägt einen silbergrauen Body mit Kordel-Applikationen zur Faustfeuerwaffe, eines zum knallroten Unterteil und Straußenfedern nichts als tierisches Tarnfleck auf der Haut. Mit Gold und Glitzer, mit Engelsflügeln, Pelz und Plüsch holt Lisa D. ein Strahlen ins Halbdunkel der Geisterbahn, das von einem Model jäh gebrochen wird, das sich lasziv auf einer Kloschüssel räkelte. Man könnte die Fotos dieser Show mit Ausfüh-

rungen über *camp* und *queer* garnieren. „Klääsch“ erzählt stattdessen von Manni Mattschke, dem Besitzer der Geisterbahn, der sich um sein Geld sorgt und sich nur mühsam beruhigen lässt.

Was diese Mode aus den Frauen macht? Nichts! Weil es umgekehrt Frauen sind, die etwas aus dieser Mode machen, wenn sie die nicht straßentauglichen Entwürfe für die Schauen mit Leben füllen, und sogar alle, die Kleider der Modeschöpferin tragen: Selbstbewusstsein gehört dazu, Humor, ein Gefühl für die ganz eigene Schönheit, die niemand sonst ausstellen, angaffen oder bewerten darf. Eine Art weiblicher Komplizenschaft ist dieser Mode eigen, ein Schmäh, der Grenzen zeigt, indem er mit ihnen spielt.

Was diese Mode aus den Männern macht, zeigt die letzte Schau, von der „Klääsch“ erzählt: In „Siegfrieds Lust – Tarnung und Täuschung“ lässt Lisa D. im November 1994 Männer ihre Entwürfe in der Berliner Bar jeder Vernunft vorführen. Otto Sander, Wolfgang Flatz, Rolf Zacher und Wotan Wilke Möhring sind unter den Models. „Ich finde“, lässt Lisa D. ihre Erzählerin Alice schreiben, „all diese zerknautschten Helden und abenteuerlichen Spinner, diese durchschaubaren Angeber und liebenswerten Gossenprinzen, kurzum, all diese flauschig-beknackten männlichen Geschöpfe, die sonst nur in der Literatur oder im Kopf mancher Frauen existieren, sie alle sind in dieser Show tatsächlich für einen magischen Moment lang Wirklichkeit geworden.“

BERLIN / DÜSSELDORF / FRANKFURT AM MAIN / HAMBURG / HEIDELBERG / LEIPZIG
MÜNCHEN / MÜNSTER / NÜRNBERG / STUTTGART / SYLT



Passion for Italian Elegance

#BoggiMilano
shop at boggi.com

MOOD →



Je größer die Auswahl, desto trefflicher kann die Mittagspause gestaltet werden. Mit der App Lunch Now geht es organisiert in die freie Dreiviertelstunde.



Der Name des gerade in Berlin eröffneten Student Hotel klingt konkret, ist aber weit gefasst. Man muss weder an der Uni eingeschrieben sein, um hier zu nächtigen, noch ein Zimmer mit Bett buchen. Für Co-Living wie Co-Working ist genug Platz.

Nicht ausgeschlossen, dass Fragen wie diese auf den Gesprächskarten (Elma van Vliet: „Herzensfragen“, Droemer Knauer) auch Zündstoff für einen heftigen Streit sein können. Aber selbst das kann man dann ja Aufarbeitung nennen.



WIE ZWEIMAL AM TAG DREI MINUTEN ZÄHNEPUTZEN

So lange beschäftigen sich die Deutschen auch etwa im Durchschnitt mit der Pflege des Gesichts. Nach einer Umfrage des Kosmetikverbands VKE braucht die Mehrheit, nämlich 35 Prozent, fünf bis zehn Minuten. Schminken und Rasur inklusive.



Gegen Ende des Sommers stand einer der Hampley-Gründer, Marvin Herbert, nach der Mittagspause vor unserer Redaktion und quatschte eine Kollegin an. Hampley fertige Rucksäcke aus Hanf! Statt aus Polyester! In Frankfurt! Geben wir gerne weiter.



Es ist Oktober! Erkältungszeit! Ein Fall für Lagubos-Pastillen mit alpinem Latschenkiefer.

087

Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von *Jennifer Wiebking*



Auch Menschen, die in Wellnesstrends eine Ersatzreligion erkennen, könnten die entsprechende Halskette gebrauchen – natürlich mit Rosenquarz. (Nallik)



Diese vergoldete Farfalle (Trine Tuxen) hält, was sie verspricht: Der Knoten fällt nicht auseinander.



Wenn Bruder und Schwester ein Zimmer teilen, ist meist klar, wem welche Seite gehört. Die Bettwäsche verrät es. Katha Covers setzt dem Klischee genderneutrale Bezüge entgegen.



In asiatischen Megastädten kam man zuerst auf die Idee mit Läufen, die einer Pokémon Go Challenge gleichen – nur schwitzt man mehr. Jetzt könnten District Races auch bei uns eine Chance haben.



Jetzt, da Grünkohl als Trendfood genug Auftrieb im Gemüsebeet hervorgezogen hat, könnte auch mal der Brokkoli dran sein. („Herbivore“)

MUT →



MACHT MEHR AUS DEM MOMENT.

Die neue Platinum Card aus Metall.

Entdecken Sie die Platinum Card aus Metall und profitieren Sie von Vorteilen wie Zugang zu über 1.200 Airport Lounges sowie von einem Fahrtguthaben für den Chauffeur- und Limousinenservice von SIXT ride. **Sichern Sie sich Ihr Willkommensangebot unter amex.de/metal**

DON'T
live life
WITHOUT IT™



FOTOS: DAVID BOLL, VICKY LERHMANN, HERSTELLER ©



Amerikas berühmtester Jahrmarkt: Die Iowa State Fair will die Zuneigung unter den Menschen fördern. Dieses Jahr kamen fast 1,2 Millionen Besucher.

Wann ist eine Kuh fertig? Es gibt immer noch ein Büschel Haare am Schweif, die nicht formvollendet fallen. Eine Ader am Euter, die man stärker herausarbeiten könnte. Sarah Pratt beugt sich leicht vor. Ihr Atem formt ein Wölkchen vor dem linken Ohr der Kuh, als würde die Schöpferin ihrem Geschöpf etwas zuflüstern. Die enge Galerie ist auf fünf Grad heruntergekühlt. Sonst würde das lebensgroße Jersey-Rind zerfließen, das Pratt in den vergangenen Tagen aus 300 Kilo Butter erschaffen hat, die sie Klecks für Klecks um ein Skelett aus Holz und Draht schmierte. Ihr Blick bleibt zwischen den Nasenlöchern der blassgelben Kuh hängen. Den kleinen Holzspachtel packt sie weg. Mit dem Zeigefinger streicht sie über das Flotzmaul, mit dem Nagel zieht sie eine Furche nach.

Auf der anderen Seite des Schaufensters sind solche Feinheiten kaum zu erkennen. Seit dem frühen Morgen schiebt sich hier ein Strom von Jahrmarktbesuchern mit schussbereiten Fotohandys vorbei. Die einen ärgern sich, dass da eine Frau im Kapuzenpulli neben der „Butter Cow“ steht, der Ikone der Iowa State Fair seit 1911. Die anderen freuen sich, die Künstlerin mit aufs Bild zu bekommen. Die wenigsten machen sich bewusst, wie es auf Pratts Seite der Scheibe riecht.

Nach 15 Jahren Ausbildung hat sie 2006 die Aufgabe übernommen, jedes Jahr die Kuh und etliche andere Figuren zu modellieren. Seit 13 Jahren benutzt sie dafür dieselbe Butter. Je ranziger der Rohstoff, desto weniger Wasser enthält er, desto formbarer ist er. „Riecht wie Blauschimmelkäse, oder?“ Sarah Pratt hat ein sonniges Gemüt.

Eigentlich ist das Butter-Recycling Verrat an der Idee. Vor 100 Jahren war die Verschwendung Programm. Mit seiner Butterkuh demonstrierte Iowa den Städtern an der Ostküste, dass es Essen im Überfluss besaß. „Es war ein Marketing-Gag, um mehr Menschen in den Mittleren Westen zu locken“, erklärt Pratt. Heute leiden Amerikas Milchbauern unter Überkapazitäten und Preisverfall. Gerade deshalb, sagt Pratt, sei die Butterkuh so beliebt. „Wir würdigen die harte Arbeit unserer Farmer.“ Die Kuh habe Kultstatus. „Alle wollen sie sehen.“

Übertrieben ist das kaum. Nicht nur Familien stehen Schlange. Auch tätowierte Muskelprotze wollen ein Selfie

HEART LAND

Rummelplatz, Viehschau, Talentwettbewerb und politische Bühne: Auf der Iowa State Fair feiert sich seit 1854 das ländliche Amerika.

Von Andreas Ross

mit der Butterkuh. Schon anno 1881 schwärmte ein Zeitgenosse über die „Verbrüderung“, die sich so nur auf der Iowa State Fair zutrage: „Niemand mischt sich unter 20.000 Männer, Frauen und Kinder auf dem Jahrmarkt, ohne dass seine Zuneigung zu den Mitmenschen wüchse.“

Inzwischen besuchen mehr als eine Million Leute die anderthalbwöchige Kreuzung aus Viehschau, Rummel und Talentwettbewerb in dem 3,1-Millionen-Einwohner-Staat – und die Veranstalter haben dem überlieferten Verbrüderungszitat in ihrer Broschüre eine Mahnung hinzugefügt: „Das ist fraglos noch wichtiger geworden in unserer schnelllebigen Zeit, in der die Einzelnen immer isolierter von ihren Nächsten leben.“

Dass die Butterkuh tatsächlich Personen mit verschiedensten Prioritäten in ihren Bann zieht, kann man vielen Besuchern von der Brust lesen. „Farm Strong“, steht auf etlichen T-Shirts – bauernstark. Alle sieben Mitglieder einer Familie tragen hellblaue T-Shirts mit dem Appell: „Wir sollten uns öfter Herzen!“ Das Muskelshirt eines Mannes versichert ungefragt: „Niemand werde ich mich für Amerika entschuldigen.“ Und ein anderer Butterkuhbewunderer gibt sich spafshalber als Folterlehrer aus: „Waterboarding Instructor“. Ein Grundschüler verbreitet auf seinem Rücken die Durchhalteparole: „Schwäche ist eine Entscheidung“.

Immer mal wieder gibt sich jemand mit der Kappenaufschrift „Make America Great Again“ als Anhänger Donald Trumps zu erkennen. Eine Frau hält auf ihrem XXL-Shirt mit „Make America Read Again“ dagegen. Jedes Mal, wenn ihr ein Fan des Präsidenten den Daumen entgegenreckt, fühlt sie sich belustigt und bestätigt: Sollen die Amerikaner eben wieder lesen lernen! Ein Mann trägt einen Slogan von Iowas Senatorin Joni Ernst auf seinem Leib spazieren: „Make ‘em squeal“. Die Republikanerin erzählt nämlich gern, wie sie in ihrer Jugend Schweine kastriert habe, und sie versprach ihren Wählern, nun die Politiker in Washington „zum Quietschen zu bringen“.

Die erste Iowa State Fair fand 1854 statt. „Ihre Entwicklung von einer einfachen Viehschau in ein extravagantes Landwirtschafts- und Entertainmentfest“, so die Veranstalter in ortsüblicher Breitbeinigkeit, „spiegelt Iowas Entwicklung von unkultivierter Prärie zum Zentrum



Erlösung und Ermutigung: Therapierte Suchtpatienten ziehen bei der Parade über die Grand Street in Iowas Hauptstadt Des Moines.

der Nahrungsmittelproduktion unserer Nation.“ Bis heute werden die schönsten, schnellsten oder stärksten Nutztiere auf der State Fair ebenso prämiert wie die höchsten Maisstauden, dicksten Kürbisse und köstlichsten Blaubeertorten. Ein Preis für das „gesündeste Baby“ wird seit 1952 nicht mehr ausgelobt, aber dafür konkurrieren krabbelnde Säuglinge an einem Morgen um die Auszeichnung der dekorativsten Windel. Wer sich „farm strong“ fühlt, kann es beim Armdrücken oder Hotdog-Wettessen beweisen. Mehr Kreativität verlangt der traditionelle Grunzwettbewerb zum „Schweinerufen“, inzwischen um die populäre Disziplin des „Ehemännerrufens“ ergänzt. Hunderte Preisrichter mit Klemmbrettern versehen ihre Aufgabe mit gravitätischem Ernst.

Das Washington, in das die Senatorin Ernst mit ihrem Kastrationsbesteck zog, liegt tausend Meilen von den Arenen und Achterbahnen, Bühnen und Buden des Festgeländes in Iowas Hauptstadt Des Moines entfernt. Aber die politische Prominenz lässt sich hier so zuverlässig blicken wie nirgends sonst in den Weiten der Nation. Allein in diesem August sind zwei Dutzend Politiker zur Iowa State Fair gereist, um sich als besten aller erdenklichen Nachfolger Trumps anzupreisen. Denn erstens sprechen die rund zwei Millionen Wahlberechtigten des Staates seit fast einem halben Jahrhundert das gewichtige erste Wort, wenn die beiden Parteien in Vorwahlen ihre Präsidentschaftskandidaten küren. Hier war 2008 einem dunkelhäutigen Juniorsenator aus dem benachbarten Illinois mit dem sperrigen Namen Barack Hussein Obama ein Überraschungserfolg gelungen, von dem sich die Partei-Favoritin Hillary Clinton nie mehr erholen sollte.

Zweitens zählt Iowa zu den sogenannten Schlachtfeldstaaten: Theoretisch haben beide Parteien eine Chance auf den Sieg. Obama bezwang hier zweimal die republikanische Konkurrenz. 2016 aber verbuchte Trump fast zehn Prozentpunkte mehr als Clinton. Mehr als 100.000 Wähler vom Lande, die zweimal auf Obama gesetzt hatten, suchten ihr Heil bei dem New Yorker Milliardär. Dessen Handelskrieg kommt viele Farmer teuer zu stehen. Trotzdem halten die allermeisten Landwirte Trump die Treue.

Auch deshalb herrscht in den linksliberalen Hochburgen an der Ost- und der Westküste des Landes Unmut

darüber, dass die Bevölkerung von Iowa, die zu mehr als 90 Prozent weiß ist, alle vier Jahre eine wichtige Weiche der amerikanischen Politik stellen darf. Ziemlich erfolglos versuchen führende Demokraten des Bundesstaats, diesen Diskurs einzudämmen. „Nichts schadet uns mehr“, sagt ein erfahrener Politiker, „als Trumps Wähler pauschal für Rassisten zu stempeln.“ Beileibe nicht nur Hardcore-Fans des Präsidenten klagen in Iowa, dass „an den Küsten“ ihre Lebensart nicht verstanden, ja verächtlich gemacht werde.

Ihren Rang als Amerikas berühmteste State Fair, als einziger Jahrmarkt im populären Reiseführer „Tausend Orte, die man gesehen haben muss, bevor man stirbt“, verdankt die Iowa State Fair auch einem Roman von 1932. Der Schriftsteller Phil Stong erzählte in „State Fair“ von einer Schweinezüchterfamilie, die eine Woche auf dem Jahrmarkt zeltet. Vater Abel Frake bringt es dort zu großem Ruhm, weil sein „Blue Boy“ zum prächtigsten Eber des Staates, gefühlt sogar der ganzen Welt gekürt wird. Mutter Melissa sticht die Konkurrenz mit ihren raffinierten Gurken aus. Vor lauter Eifer und Eitelkeit übersehen die Eltern, wie ihre beiden jugendlichen Kinder auf amouröse Abwege geraten. Tochter Margy verliert ihre Jungfräulichkeit mit einem Reporter, Sohn Wayne mit der ungezügelten Tochter eines Pferderennenveranstalters, die dessen Insiderwissen bei den Buchmachern versilbert. Die Pointe des Romans: Beide Romanzen enden damit, dass die jungen Frakes am Ende des Jahrmarkts ihren



Butterliebe: Sarah Pratt formt die traditionelle „Butter Cow“.

Geliebten Adieu sagen und sich wie geläutert auf das ihnen vorbestimmte ehrliche bäuerliche Leben vorbereiten.

Schließlich war der Autor in Iowa aufgewachsen und wusste, was sich gehört. Seine Nichte Norma sollte knapp drei Jahrzehnte nach Erscheinen des Bestsellers zur Butterkuhbildnerin der State Fair avancieren und es 40 Jahre lang bleiben – sie war es, die Anfang der neunziger Jahre begann, ein Mädchen namens Sarah anzulernen und auf ihre Nachfolge vorzubereiten. Phil Stongs Entwicklungsroman wurde viermal verfilmt, zweimal als Musical. Doch keiner der Produzenten in Hollywood oder New York, und das ist die eigentliche Pointe, wollte sich mit dem ehrbaren Ende nach Iowa-Art abfinden. Immer mehr Happy Ends wurden erfunden, in denen die Liebe die Kluft zwischen Land- und Lotterleben überbrückt.

Mit ihrer agrofeministischen „FarmHer“-Kappe in Pink sieht die 29 Jahre alte Carly Cummings wahrlich nicht aus, als wäre sie einem Musikfilm von 1945 entstieg. Auf den Preis, der ihrer Familie dieses Jahr auf der State Fair überreicht wurde, ist sie aber mindestens so stolz wie die Familie Frake auf ihren Eber „Blue Boy“. Die Cummings haben die Preisrichter nicht mit einem prächtigen Masttier überzeugt, sondern mit ihrer Lebensart. Der „The Way We Live Award“ geht seit zehn Jahren an Familien, „die ihre Hingabe für die Landwirtschaft und für Iowas starke Farm-Werte bewiesen haben“.

Carly Cummings' Großvater, ein Luftwaffensoldat, hatte seine Familie nach seiner Rückkehr aus Korea 1955 nach Iowa verpflanzt und sich in Pleasantville eine Existenz als Schweinezüchter und Milchbauer aufgebaut. Seine Söhne, Carlys Vater und Onkel, haben sich auf Getreide und Rinderzucht verlegt. Carlys Bruder ist auch dabei, sie selbst betreibt mit ihrem Mann eine weitere kleine Farm und eine Tierarztpraxis. Sie war es, die ihre Familie für die Auszeichnung vorschlug, „nur als kleine Geste der Wertschätzung für die harte Arbeit meines Vaters, Onkels und Bruders“. Die Agrarwirtin mit Master-Abschluss beklagt, „dass heute 98 Prozent der Bevölkerung fast keine Verbindung mehr zu den zwei Prozent haben, die für ihr Essen sorgen“. In der Bewerbung erzählte sie, dass ihr Vater seit kurzem ein Smartphone habe und Fotos von der Feldarbeit auf Facebook poste. „Unser Pastor hat



Familienbande: Die Cummings Family – ganz rechts Carly Cummings – wurde auf der State Fair mit dem „The Way We Live Award“ ausgezeichnet, weil sie an alten Werten festhält.

schon darüber gepredigt, wie hilfreich es ist, auf diese Weise mehr über die Landwirtschaft zu lernen.“ Außerdem heißen die Cummings oft Schulklassen auf ihrem Hof willkommen. Denn selbst im ländlichen Iowa seien heute mehr Leute in der Versicherungsbranche als auf Bauernhöfen beschäftigt.

In der Woche, in der Familie Cummings auf der State Fair gewürdigt wird und ein Preisgeld von 250 Dollar entgegennimmt, hat der Washingtoner Polit-Newsletter Axios unter dem Titel „Todesspirale im ländlichen Amerika“ eine Liste von „Pathologien“ verbreitet, die Trumps Erfolg auf dem Lande mit erklären sollen. Die Rede war von Bildungs- und Ärztwüsten, von Brain-Drain und Fettleibigkeit, Selbstmorden und Opioid-Abhängigkeiten sowie einer überproportional großen Wahrscheinlichkeit in strukturschwachen Gegenden, dass Künstliche Intelligenz den eigenen Job überflüssig machen werde. Carly Cummings rümpft die Nase, als sie die Liste überfliegt.

Sie bestätigt zwar, dass die Selbstmordrate unter Farmern sogar höher liege als unter Kriegsveteranen, und dass teure Investitionen und niedrige Marktpreise vielen Landwirten die Luft abschnürten. Dennoch schüttelt sie energisch den Kopf darüber, wie in Washington das Leben von ihr und ihresgleichen dargestellt werde. „Es gibt nichts Besseres, als auf einer Farm aufzuwachsen“, versichert sie. „Man lernt, hart zu arbeiten – mich schreckt keine Aufgabe, die mir das Leben stellen könnte. Und man vergisst niemals, wie wichtig Familienbande sind.“ Carly Cummings hält kurz inne. „Wenn ein Blitz in dein Kalb einschlägt, hast du ein Lebewesen verloren, aber auch einen Vermögenswert. Damit musst du umgehen können. Deshalb umgeben wir uns mit Familie.“

Wer sich vor Augen führen will, was das Leben in Iowa ausmacht, bekommt einmal im Jahr eine bequeme Gelegenheit: einfach am Abend vor der Eröffnung der State Fair einen Campingstuhl an der Grand Street in Des Moines aufklappen und das ländliche Amerika winkend vorbeifilieren lassen. Gekrönte Pork Queens und uniformierte Kriegsveteranen; Rodeo-Reiterinnen und High-School-Musiker; Turbanträger, die hinter einem Banner „Amerikanische Sikhs und stolz darauf“ herlaufen, damit die Leute endlich kapieren, dass sie keine Muslime sind; eine belebte Frau im gelben Butterkuhkostüm mit angeklebtem Gummieuter vor dem Unterleib; Monstertrucks, Betonmischer und Sattelschlepper mit patriotischen Bemalungen; Iowas „Mutter des Jahres“ in einem Oldtimer-

HEARTLAND

Cabrio und eine Pappfigur des Papstes auf der Ladefläche des Pick-ups eines katholischen Radiosenders; grüne historische Traktoren von John Deere und rote historische Traktoren von McCormick; therapierte Suchtpatienten im Kleinbus einer evangelikalen Kirchengemeinde und ein Cabrio mit einer Pappfigur von Donald Trump auf dem Rücksitz; vom Leben gezeichnete Eltern und Großeltern in klapprigen Familienkutschen, die auf drastischen Schildern mitteilen, dass Gerichte ihnen Kinder oder Enkel entziehen hätten; Harley-Rocker mit Rauschbären und Cheerleaderinnen eines Footballteams.

Der pensionierte Biologielehrer Don Staker hat seit Jahrzehnten keine State Fair verpasst, aber zur Parade konnte er auch diesmal nicht gehen, denn wie jedes Jahr arbeitet er als Einweiser auf dem Campingplatz des Jahrmärkts. An die 3000 Wohnmobile müssen auf einem hügeligen Gelände zwischen alten Bäumen Platz finden.



Wichtiger Politik-Schauplatz: Bernie Sanders auf der State Fair

Heimatstadt Ames die beiden erwachsenen Töchter einer Verstorbenen monatlang um das „Camping Permit“ zankten. In seiner Familie erwartet Staker keinen Unfrieden. Mit seiner Frau Karen hat er zwei Söhne, sechs Enkel und bisher einen Urenkel. Sie alle verbringen auch dieses Jahr die eine oder andere Nacht im Wohnmobil der Stakers.

Als Don vor 73 Jahren zum ersten Mal auf der Iowa State Fair zeltete, war er fünf Jahre alt, und die Erlaubnis war noch auf den Namen seines Großvaters ausgestellt. Nur in den sechziger Jahren hat er den Jahrmärkte zwei oder drei Mal verpasst, weil er als Soldat in der Türkei stationiert war. „Früher brachten viele Familien Hühner oder Kaninchen mit“, erzählt er. „Die haben sie dann vor ihren Zelten geschlachtet und gegrillt.“ Die Stakers aßen vor allem Eier, „die haben sich ohne Kühlung gehalten, wenn man sie in genug Hafer bettete“. Strom gab es in den vierziger und fünfziger Jahren noch nicht auf dem Platz – „aber auf ihrer Farm hatten meine Großeltern damals auch keinen Strom, also waren wir alle daran gewöhnt“. Karen Staker ergänzt: „Alle waren damals arm. Also merken wir Kinder das nicht.“

Don Staker kann lange darüber reden, wie sich der Campingplatz verändert hat, wie die schlichten Zelte immer schickeren, üppigeren Wohnmobilen wichen. Er selbst kam jahrelang mit einem ausgemusterten Schulbus, in den er selbst Betten eingebaut hatte; erst nach der Pensionierung kauften sich die Stakers ein zwölf Meter langes Wohnmobil, „damit wir im Winter für ein paar Monate in den Süden fahren können“. Auf die Frage, wie sich die State Fair, ja das Leben in Iowa, verändert habe, fällt den Stakers nicht viel ein. „Iowa bleibt ein Staat, der sich an Familienwerten orientiert, das spiegelt der Jahrmärkte.“ Der Hufeisen-Zielwurf, bei dem Karen Stakers Vater vor Jahr und Tag als Iowa-Meister vom Platz ging, zieht bis heute viele Zuschauer an. Neu ist, dass Kinder in einem „Learning Center“ zusehen können, wie Kühe kalben oder Ziegen gemolken werden. „Das brauchte man früher nicht“, sagt Don Staker. „Das kannten die meisten von zu Hause.“

Schon als der kleine Don 1946 seine erste State Fair erlebte, waren die Zeiten vorbei, als man dort vor ausverkaufter Tribüne zwei Dampfzüge aufeinander zurassen ließ, auf dass sich Zehntausende Leute an einer Explosion ergötzen konnten. Zum dritten und letzten Mal fand dieses Spektakel 1932 statt, mitten in der Great Depression, und um der Sache einen zusätzlichen Kick zu geben, standen



Dauergast: Don Staker hat vor 73 Jahren zum ersten Mal auf der State Fair gezeltet. Heute hat er mit seiner Frau Karen einen Camper.

die Namen der beiden Präsidentschaftskandidaten auf den Waggons: von links kam Roosevelt, von rechts Hoover. „Hier gibt es keinen Sieger“, sagte der Kommentator, als beide Loks in einem großen Feuerball verschwanden, „aber im November wird das anders sein.“

Nicht nur wegen Sicherheitsbedenken wäre das heute undenkbar. Sondern auch, weil die meisten Menschen das Thema Politik tunlichst meiden. Im Roman „State Fair“ verbringt Abel Frake seine Abende auf dem Zelplatz noch damit, lustvoll mit den Nachbarn über politische Kandidaten zu streiten. Für Don und Karen Staker kommt das nicht in Frage. Sie lassen zwar irgendwann durchblicken, dass sie von der Trump-Show wenig halten. „Aber wir sprechen mit niemandem darüber, von dem wir nicht sicher wissen, dass sie das genauso sehen. Die Politik ist so giftig geworden.“

Davon ist wenig zu ahnen, wenn morgens überall auf dem Festgelände die Lautsprecher zu plärren beginnen und eine Sängerin die Nationalhymne intoniert. Ein jeder nimmt seine Kappe ab, sucht in seiner Umgebung eine amerikanische Fahne, fixiert den Blick darauf und legt die rechte Hand aufs Herz. Auch Sarah Pratt tut das, wenn sie in ihrer Butterkuhvitrine die Hymne hört. Betrachtet sie ihre Kunst, ihren Nebenjob, ihre alljährliche Hommage an die Milchwirtschaft und an das Machen-wir-einfach-Ethos des Mittleren Westens als etwas typisch Amerikanisches? Pratt antwortet verblüffend vorsichtig und spricht zunächst von den tibetischen Mönchen, die schon in der Ming-Dynastie Opfergaben aus Yak-Butter formten. Eine Baumwollfarmerin aus Arkansas namens Caroline Shaw Brooks machte 1876 als erste Amerikanerin



mit Butterkunst Furore. Mit einer filigranen Skulptur der blinden Jolanthe aus Tschaikowskis Oper begeisterte sie Kritiker auf der Weltausstellung in Philadelphia. „Sie kam auch nach Des Moines und hat auf der Bühne eines Theaters Butterfiguren modelliert, während ein Orchester spielte“, erzählt Sarah Pratt.

Von alledem hatte die Tochter eines Kleinstadt-Apothekers nichts geahnt, als sie mit 14 Jahren die Eltern ihrer Freundin Cary überredete, sie mit auf die State Fair zu nehmen. Carys Familie stellte Rinder aus, und die Mädchen durften auf Heuballen im Stall schlafen. Sarah musste versprechen, tatkräftig zu helfen. „Aber ich erwies mich als ziemlich unnützlich.“ Erst sollte sie eine Kuh waschen, benutzte aber so viel Seife, dass es eine Stunde dauerte, das Fell vom Schaum zu befreien. Dann sollte sie ein Rind zur Arena führen, aber das Tier störte sich am Jahrmärktel, und Sarah bekam es nicht in den Griff. Schließlich wurde sie Norma „Duffy“ Lyon zugeteilt, der schon legendären Butterkubbildnerin.

„Im ersten Jahr habe ich vor allem Eimer ausgewaschen“, sagt Pratt. Im nächsten Jahr kam die Aufgabe hinzu, „die Butter vorzubereiten“ – sie stückchenweise mit den Händen vorzukneten und an die Künstlerin weiterzugeben, auf dass ein Ohr oder eine Zitze daraus werde. „Als ich ein paar Jahre später die Highschool abgeschlossen hatte, kannte ich mich schon recht gut mit den einzelnen Kuhrassen aus.“ Pratt studierte Sonderpädagogik, gründete eine Familie in einem Vorort von Des Moines, blieb Lyons Assistentin – und hatte, erzählt sie, kein Wort mitzureden, als diese sie zur Nachfolgerin ausrief.

Auch Sarah Pratt hat ihre Nachfolge schon geregelt. Seit vielen Jahren sind ihre Zwillingstöchter von früh bis spät dabei, hocken im kleinen Vorräum und kneten Butter, entwerfen auch schon kleinere Figuren. An das Jahr, in dem die Pratts zusätzlich zur Kuh einen Harry Potter aus Butter modellierten, wird die Familie noch lange zurückdenken. Dieses Jahr umrahmen Bibo und das Krümelmonster die Butterkuh, während Ernie und Bert noch in der Mache sind – weil Sarah Pratt schon vor zehn Jahren die Mondlandung aus Butter nachgebaut hatte, feiert sie diesmal den 50. Geburtstag der Sesamstraße. Aus dem Alter sind ihre Töchter zwar raus. Doch dafür sind sie inzwischen offiziell als Butterkuh-Lehrlinge bei der State Fair tätig. „Sie sind 14 Jahre alt, wie ich damals. Und sie können es kaum abwarten, eines Tages zu übernehmen.“

ZWEI GEGEN TRUMP

Wie Sean Bagniewski und John Olsen gegen das Ende der Welt kämpfen

Sean Bagniewski, 36, ist erfolgreicher Anwalt in Des Moines. John Olsen, 50, arbeitet als Vertretungslehrer im Vorort Ankeny. Beide werden in den kommenden Monaten ihre Berufe und Familien vernachlässigen und jeden Tag Stunden darauf verwenden, Donald Trump aus dem Weißen Haus zu verjagen.

Bagniewski ist Parteichef der Demokraten im Polk County, dem bevölkerungsreichsten Landkreis von Iowa. Auf Twitter stellt er sich als „Trailer Park Kid“ vor: Seine Mutter zog ihn in einer Wohnwagensiedlung groß. Er war in der fünften Klasse, als 1994 Bill Clinton in seinen Ort kam. Sean bat um ein Autogramm, aber der Präsident ließ es nicht dabei bewenden. Er redete auf den Jungen ein, sich politisch zu engagieren. Sean war angefixt. 2017 übernahm er die Führung der Demokraten rund um Des Moines.

Die hatten sich nach Hillary Clintons Niederlage gegen Trump im Streit zwischen Bernie-Sanders-Anhängern und dem „Establishment“ entzweit. Jetzt wird Bagniewski täglich von Präsidentschaftskandidaten oder deren Kampagnenchefs um Rat gebeten, organisiert Fundraiser – und gibt sich hoffnungsvoll. Das Entsetzen über Trump schweißte die Demokraten zusammen und verschaffte ihnen Zulauf. „Du kannst dir nicht vorstellen, wie langweilig unsere regulären Sitzungen sind“, sagt Bagniewski, „aber jetzt kommen jedes Mal mehr als 120 Leute!“

John Olsen hat kein vergleichbares Amt – aber einen Anzug, der Aufmerksamkeit garantiert. Zum Beispiel eine Hose und Weste von 1972, die in den amerikanischen Nationalfarben zum Wählen auffordern: Vote! An der Weste hat Olsen unzählige Buttons befestigt, Originalware aus lang vergangenen Wahlkämpfen. Olsen ist nahe Washington aufgewachsen, hat sein Studium der Sozialarbeit zugunsten der Politologie aufgegeben und in einem politischen Vintage-Geschäft gejobbt, wie es das nur in Amerikas Hauptstadt geben kann. Doch sein ältester Sohn ist Autist, und weil es ihm mit seiner Großmutter am besten geht, zogen die Olsens zu ihr nach Iowa. Der Umzug fiel dem politikversessenen Vater zunächst schwer. Doch bald merkte er, dass er der großen Politik in Iowa viel näher kommt als in Washington.

Schon 2008 warb er für Joe Biden, der aber Barack Obama und Hillary Clinton unterlag. Umso mehr freut er sich, dass Biden nun gute Chancen hat. Schwärmerisch verweist Olsen auf die tragischen Ereignisse in Bidens Leben, seine erste Ehefrau und eine Tochter kamen bei einem Autounfall ums Leben, sein Sohn starb an Krebs. „Biden ist mitfühlend und demütig, trotz seines Selbstbewusstseins.“ Ein Polit-Trainer hat Olsen gelehrt, seine Haustürgespräche zugunsten eines Kandidaten nicht als „Transaktion“, sondern als Akt des Beziehungsaufbaus zu betrachten. „Manchmal plaudere ich eine halbe Stunde mit den Leuten über ihr Leben und erwähne Biden gar nicht“, sagt er. „Aber irgendwann komme ich wieder.“

Sean Bagniewski will keinen Favoriten nennen. „Sollte noch einer von ihnen auf die Straße hechten, um meinen kleinen Sohn davor zu bewahren, von einem Laster überfahren zu werden, ändere ich meine Meinung vielleicht, sonst bleibe ich neutral wie die Schweiz.“ Diesmal wollen die Demokraten in Iowa an einem Strang ziehen. „Jeder wirbt für seinen Kandidaten“, sagt Bagniewski. „Aber alle sagen, dass sie am Ende denjenigen unterstützen werden, der die besten Chancen gegen Trump hat. Denn diesmal fühlt es sich an, als wäre das Ende der Welt nahe.“



John Olsen



Sean Bagniewski



Stöhnen und stöhnen lassen: Olivia Jones bringt in ihrer Porno-Karaoke-Bar in Hamburg manchen Gast ins Schwitzen.

Rosa Tapeten, schwarze Flamingos und Porno-VHS-Kassetten aus den Siebzigern zieren den Innenraum der Porno-Karaoke-Bar von Olivia Jones. „Graf Faculla“, „Tirol wie es bumst und kracht“ und „Lesbische Liebe im Lustschloß“ bestimmen den Abend. Über der Tanzfläche hängen vier Bildschirme mit einer digitalisierten Auswahl an Schmuddelfilmen. Am hinteren Ende des kleinen Raums bestellen verunsicherte Gäste ihre Getränke. Während es in normalen Karaoke-Bars darum geht, einen Song auszusuchen, ihn mit Freunden und Unbekannten zu singen, auch mit etwas Scham und Lampenfieber, stöhnt man sich beim Porno-Karaoke das Herz aus der Hose.

Dafür sucht sich der Gastgeber „Lex Dildo“ jede halbe Stunde seine Opfer aus. Einheimische, Touristen und Mitglieder von Jungesellenabschieden jeder Altersklasse verirren sich in die Bar in Hamburg. Die Besucher freuen sich über Fotos mit Olivia Jones, die immer mal wieder an Tischen und Sitzplätzen vorbeizieht und turnusmäßig mit den Gästen Kontakt sucht.

Hier ist alles dabei: von halbwegs nüchtern bis sturzbetrunknen. Und mitten unter den Partygästen bemüht sich „Lex Dildo“ mit seiner roten Phallusmütze, anfangs unter den Blicken der peinlich berührten Besucher, einen Kandidaten oder eine Kandidatin herauszusuchen.

Die Mission des „Kapitäns der Liebe“: „Spread Love“. Auch politisch: Sein aktueller Wahlslogan ist „Mehr Lexit statt Brexit“ – und da der Kapitän für mehr Stimmung sorgen will, pickt er David heraus, einen Bräutigam, der seinen Jungesellenabschied an diesem Abend auf der Großen Freiheit feiert. Er wirkt peinlich berührt. Schüttelt den Kopf. Sein Hemd ist durchgeschwitzt.

Die Idee, die erste Porno-Karaoke-Bar der Welt zu gründen, kam Olivia Jones und ihrem Team bei einer ihrer Party-Hafenrundfahrten. Dort testeten sie auch erstmals das Konzept am Publikum – mit Erfolg. Auf St. Pauli gab es früher die höchste Porno-Kino-Dichte, durch die vielen Sexshops auch die größte Heimkino-Auswahl, und dort, wo jetzt die Porno-Karaoke-Bar ist, war in den Sechzigern ein Kino, in dem die Gäste zu Schmuddelfilmen 3D-Brillen aus Pappe und bunter Folie bekamen. Heute ist das Erlebnis in der Bar gleichzeitig realer und humoristischer. So wie bei David.

Unter dem Druck der Freunde gibt er sich schlussendlich geschlagen und wird von „Lex Dildo“ auf die Bühne

HERZ AUS DER HOSE

Olivia Jones hat in Hamburg eine Porno-Karaoke-Bar eröffnet.

Nach dem, was man sieht und hört und versteht, scheint es der letzte Schrei zu sein.

Von Artur Weigandt

gezerrt. Schlager wie „Traum von Amsterdam“ und „Atemlos“ von Helene Fischer sowie die deutsche Nationalhymne müssen in der ersten Übungsrunde von David nachgestöhnt werden. Das Publikum grölt, lacht und applaudiert. Die Freunde feuern ihn an. Allerdings ist das noch nicht das Ende.

Aus etwa 30 kurzen, knackigen Porno-Clips sucht sich „Lex Dildo“ einen Film zum Nachstöhnen aus. Der Gastgeber hat viele kuriose Ereignisse seit der Eröffnung der Bar erlebt. „An einem Abend trat eine junge Braut mit ihrer 70 Jahre alten Schwiegermutter an. Klasse Performance. Oder: Zwei Mädels versuchten sich an einem Lesben-Porno und fingen plötzlich an, sich gegenseitig zu befummeln. Ich habe gesagt: Mädels, ihr sollt das Video nachstöhnen, nicht nachspielen. Aber die beiden haben dann erst richtig losgelegt.“ Der Gastgeber hat schon oft beobachtet, dass Männer schüchterner sind als Frauen. David bekommt jetzt zehn Minuten Pause.

Im Außenbereich der Porno-Bar tummeln sich Drag-Künstler, die sich unter das Publikum mischen. Alle machen Fotos, trinken Alkohol. 2008 eröffnete Olivia Jones die „Olivia Jones Bar“, 2010 kam „Olivias Wilde Jung“ hinzu, die erste Tabledance-Bar auf St. Pauli, zu der nur Frauen Zutritt haben. 2012 eröffnete sie „Olivias Show Club“, ihr drittes Geschäft. Seit 2014 besitzen Olivia Jones und ihre Familie fast eine ganze Insel der Travestiekunst mitten auf der Reeperbahn.

Während im Innenhof das bunte Treiben weitergeht, sitzen einige an den Tischen der Porno-Karaoke-Bar, andere tanzen zu Schlager, EDM und Chartmusik. Bis „Lex Dildo“ das Mikrofon ergreift und David wieder auf die Bühne bittet. Er schaltet sich durch das Porno-Programm. In der Auswahl erscheinen Filme, die in der Gynäkologie, der Landwirtschaft, beim Pizza-Lieferdienst spielen. Diesmal ist es eine Büroszene, in der ein Angestellter seiner Sekretärin nachstellt und auf sie einredet. Das Filmchen sieht eher nach Comedy als nach Porno aus.

Doch David stottert, ist nervös. Er fängt sich wieder und macht dann fünf Minuten lang den Text und die Geräuschkulisse nach wie ein echter Pornostar. Für ihn gibt's Applaus und einen Kurzen. Jetzt sind die nächsten dran: Ein anderer Bräutigam und seine Schwiegermutter stehen auf der Bühne. Ihr Film ist ein Gynäkologen-Schmuddelfilm. Die Botschaft der Hobby-Pornostars: Kritik am Krankenkassensystem.

FOTO: SVBELL/SCHNEIDER

world insight®

LEBE DEINEN TRAUM



Deine Nummer 1 für Erlebnisreisen.

z.B. Kenia und Tansania	20 Tage ab 4.299 €
Südafrika mit eSwatini	21 Tage ab 2.999 €
Island	15 Tage ab 2.999 €
Georgien	15 Tage ab 1.599 €
Marokko	16 Tage ab 1.399 €
Vietnam und Kambodscha	23 Tage ab 2.299 €
Costa Rica	15 Tage ab 1.999 €
Peru	22 Tage ab 2.899 €

Preise inkl. Flug, Rundreise, deutschsprachiger Reiseleitung, Eintrittsgeldern und Rail&Fly-Fahrkarte

world-insight.de

WORLD INSIGHT Erlebnisreisen GmbH | Alter Deutzer Postweg 99 | 51149 Köln | Telefon 02203 9255-700



Meer im Blick: Vor dem Aussichtspunkt Mirador del Rio liegt die Nachbarinsel La Graciosa.



Erinnerungswürdig: Das Monumento del Campesino schuf Manrique zu Ehren der Inselbauern.

Wie ein schlechter Witz mutet es an, dass schräg gegenüber von César Manriques letztem Wohnhaus in der Lanzarote-Gemeinde Haría eine jener aufgegebenen Baustellen liegt, mit einem verfallenden Rohbau, die er zeit lebens bekämpft hat. Und gegen die seine Stiftung nach wie vor protestiert und prozessiert. Das Jahr 2019 steht auf der Kanaren-Insel ganz im Zeichen des vor 100 Jahren geborenen Künstlers, Architekten und Umweltaktivisten, dessen Worte auch mehr als zweieinhalb Jahrzehnte nach seinem Unfalltod im September 1992 aktuell sind. „Wann endlich wird sich der Mensch seiner selbstmörderischen, rentablen, aber tödlichen Plumpheit bewusst werden?“, schrieb Manrique in den achtziger Jahren. „In seinem maßlosen Stolz hat er ein System hinfalliger Werte geschaffen, das einzig dazu gedient hat, sein eigenes System zu zerstören.“

Ein Schwarzweißfoto aus jener Zeit zeigt ihn, fast 70 Jahre alt, mit Megafon in der Hand an einem Strand, den er gegen Boden- und Bauspekulation verteidigt. „Tod Lanzarotes“, „Beton-Barbarei“ oder „Mörder der Insel“ – solche Schlagzeilen hat er provoziert, um aufzurütteln. Sehr viel später, nach seinem Tod, hat die Stiftung ein „Manifest der Nachhaltigkeit“ verfasst. *Sostenibilidad*, also Nachhaltigkeit, war sicher kein Wort aus Manriques Wortschatz, er formulierte nie bürokratisch, sondern immer mitreißend empathisch. „Wir, die wir hier geboren sind, kennen deine magischen Kräfte, deine Weisheit, deine Vulkanologie, deine revolutionäre Ästhetik; wir, die wir gekämpft haben, um dich aus deiner geschichtlichen Vergessenheit und der dich immer kennzeichnenden Armut zu retten, zittern heute ob der Feststellung, wie sie dich zerstören und vermessen; und wir begreifen, wie wichtig unsere Proteste und Hilferufe sind, angesichts der Raffgier der Spekulanten und der Tatenlosigkeit der Behörden, die zulassen, dass die Insel, die eine der berühmtesten und schönsten der Erde sein könnte, unwiderruflich zerstört wird.“

Die Wahrheit ist, dass Manriques „verbissener Kampf“, so sah er ihn selbst, nicht vergeblich war. Seit 1974 schon ist das Timanfaya-Gebiet, das Zentrum der Vulkanausbrüche von 1730 bis 1736, ein geschützter Nationalpark. 1993 wurde ganz Lanzarote zum Biosphärenreservat erklärt. Was mit dem bis heute wirksamen Einsatz des Künstlers gegen große Werbetafeln in der Landschaft begann und was sich mit seinen Geboten für „intelligenten Tourismus“ fortsetzte, ermöglicht im 21. Jahrhundert ein Insel-Erlebnis fast ohne Hotel-

ZEIT FÜR DIE INSEL

Optimist und Utopist: Lanzarote feiert den 100. Geburtstag des Künstlers und Umweltaktivisten César Manrique.

Von Jörg Hahn

Hochhäuser (Ausnahme: das Grand-Hotel in Arrecife) und andere Schreckensbilder des globalen Reisens. Die Insel ist erstaunlich sauber, wenngleich der sorglose Umgang mit Plastik und die Verschwendung von Wasser verstörend wirken. Hier hat die Stiftung noch gut zu tun.

An Manriques Vermächtnis kommt man nicht vorbei. Wahrzeichen wie das Monumento del Campesino sind unübersehbar. Und sein erstes Haus bei Tahiche, jetzt Sitz der 1982 von ihm gegründeten Stiftung, ist allein wegen seiner Architektur, die auf spektakuläre Weise fünf Lavablase einbezogen hat, eine Attraktion. Viele Politiker und Prominente waren hier zu Gast – also auch Boulevard-Fotografen, die Höhlen, Pool, Tanzfläche und Sitzecken so inszenierten, wie man sich in den siebziger Jahren ein Jet-Set-Leben vorstellte. So trug Manrique zum Interesse der Touristen an Lanzarote bei. Wie er die Heimat in seinen ersten künstlerischen Jahren sah, kann man nun wiederent-

decken: In Tahiche ist eine über Jahre mühevoll restaurierte Wandmalerei zu sehen, die Manrique im Herbst 1953 für den ersten Flughafen geschaffen hatte.

Näher als im stark umgebauten Anwesen bei Tahiche kommt man seiner Persönlichkeit in seinem Wohnhaus und seinem Atelier in Haría, die nach seinem Tod kaum verändert wurden. Seine Sammlungen von eigenen und fremden Bildern, von Skulpturen, Masken, Kleidung, Alltagsgegenständen, sein Architekturkonzept, seine Lebenseinstellung – all das führen die Räume im Palmental in Haría vor Augen. Trotz des Studiums in Madrid und erfolgreicher Künstlerjahre in New York blieb er immer ein Kind Lanzarotes, „einer Insel für Meditation und Beschaulichkeit“, wie er schrieb. „Der direkte Kontakt mit dem verbrannten Magma von Timanfaya erzeugt eine Unruhe der vollkommenen Freiheit. Man verspürt die seltsame Empfindung einer Vorahnung von Zeit und Raum.“ Manrique zog seine Lebensenergie

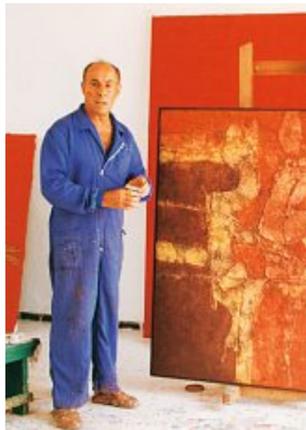
aus dieser kargen Insel, in deren dunkler Asche es jedes Leben schwer hat.

Malerei, Bildhauerei, Architektur, Musik, Gartenkunst, Ökologie und Ökonomie – all das hat Manrique beschäftigt. Noch bis zum Jahresende zeigen Ausstellungen, Tagungen und Konzerte diese Vielfalt. Eine Ausstellung in der Casa Amarilla in der Inselhauptstadt Arrecife schlägt einen Bogen von Manrique zu Greta Thunberg, der Umwelt-Ikone von heute. „Wir sind Zeugen eines historischen Augenblicks, und die riesige Gefahr der Zerstörung der Umwelt ist heute so offensichtlich, dass wir im Hinblick auf die Zukunft eine neue Verantwortung zu übernehmen haben.“ Ein Satz, der auch von Greta stammen könnte. Wie andere auch: „Bis heute hat der Mensch die Natur in plumper Weise beherrscht und vergewaltigt; aber die Folgen dieses irrationalen Missbrauchs können nicht mehr weiter fortgesetzt werden, weil das Überleben der Menschen auf dem Spiel steht.“

Das Erinnerungsjahr hat viele Aspekte seines Werks offengelegt. Kaum jemand bleibt an den Orten, die der Künstler und Baumeister erschaffen hat, unbeeindruckt – am Mirador del Rio, einem großartigen Ausguck auf die nördliche Nachbarinsel La Graciosa, im Kakteengarten oder im Kulturzentrum El Almacén in Arrecife. Kubische Bauten, weiß gekalkte Mauern, grün gestrichenes Holz prägen die Dörfer, deren Seitenstraßen oft noch unbefestigt und staubig sind wie eh und je. Trotzdem: Bei rund 140.000 Einwohnern stehen etwa 100.000 Gästebetten bereit. Immerhin rund drei Millionen Urlauber kommen im Jahr auf die Insel.

César Manrique hat von sich gesagt, er habe Schönheit auch dort erkannt, wo andere Menschen nichts gesehen oder gespürt hätten. „Die Natur hat mir großzügig gegeben, was andere weder sahen noch verstanden.“ Also musste er den anderen die Augen öffnen. Daraus hat sich etwas entwickelt, was er vielleicht ohne Ironie als Corporate Identity Lanzarotes bezeichnet hätte: Sein Markenzeichen für die Insel, eine Sonne mit einem schwarzen Kern, findet sich längst auch auf Mietautos. Er war, neben allen anderen Betätigungen, auch ein PR-Experte, in eigener Sache und im Interesse der Insel.

Wie es die Insel von der Heimat armer Fischer und Bauern zum festen Teil des globalen Tourismus geschafft und dennoch als Naturereignis überlebt hat, das ist die spannende Geschichte, die im Jahr des hundertsten Geburtstags des Optimisten und Utopisten nun neu erzählt wird. Als Lehrstück, das weit über Lanzarote hinausreicht.



Im Atelier: César Manrique (1919–1992)



Vor der Tür: Haus der Stiftung bei Tahiche



danish design by · made by

LINDBERG

Nach dem langen Sommer mit leichten Salaten und gegrilltem Fisch ist endlich wieder Zeit für opulente Herbstküche. Dabei ist dieses Gericht auch in ökologischer Hinsicht verlockend: Der Serviettenknödel, der Star des Mahls, ist Resteküche, das Wildschwein wuchs artgerecht und frei von Antibiotika im nahegelegenen Odenwald auf, und der Wirsing stammt von hiesigen Feldern. Der Knödel passt zu jedem Gericht mit reichlich Sauce sowie zu Gulasch und Ragouts. Vegetarier sollten ihn zu Rahmpilzen, beispielsweise Kräutersaitlingen, versuchen. Seit Jahren wird er bei uns zu Hause vehement als Weihnachtessen eingefordert.

Für den Serviettenknödel altbackene Brötchen verwenden, gerne auch eine Laugenbrezel oder ein Stück Baguette. Die Brotreste gewürfelt oder in feine Scheiben geschnitten mit warmer Milch, in der die Butter geschmolzen wurde, und den verquirlten Eiern übergießen. Gold-gelb geschmorte Zwiebelwürfel, gehackte Petersilie und Salz, Pfeffer und Muskat hinzufügen. Den Teig mit den Händen sorgfältig verkneten. Eine gut ausgewaschene Stoffserviette oder ein feuchtes Geschirrtuch ausbreiten, mit Butter einstreichen und mehlieren. Darauf den zu einer Wurst geformten Knödelteig setzen, ihn in das Tuch einrollen und die Enden bonbonartig verschmieren. In einem großen Topf mit gesalzenem Wasser 40 Minuten lang simmern, nicht kochen lassen.

Für sechs Personen:
8 altbackene Brötchen in feinen Scheiben oder Würfeln
200 ml Milch erwärmen
200 g Butter darin zerlassen
4 Eier verquirlen
2 Zwiebeln fein würfeln und gold-gelb schmoren
6–8 Stängel glatte Petersilie, gehackt
Pfeffer, Salz, Muskat
Butter und Mehl für die Serviette
Küchengarn zum Zubinden



ENDLICH HERBST

Es ist wieder Zeit für kräftige Küche: Ein Rezept für Serviettenknödel mit Wildschweinbraten, Waldpilzen und Rahmwirsing. *Von Claus Eckert*



Der Braten stammt aus der ausgebeinten Keule eines Wildschweins (etwa 1,8 Kilogramm). Aus den zerhackten Knochen am Vortag einen Fond kochen. Die Keule innen mit einer Wildgewürzmischung aus zermahlenem Wacholder, Pfeffer, Piment, Zimt und Lorbeer einreiben, Speckstreifen darüberlegen und zu einem Braten schnüren. Das Fleisch von allen Seiten kräftig anbraten, danach ebenso das Suppengemüse mit Tomatenmark. Mit einer halben Flasche Rotwein und 500 Milliliter Wildfond auffüllen, Lorbeerblätter und zerstoßene Wacholderbeeren dazugeben und im geschlossenen Bräter bei 150 Grad in den Ofen schieben. Der Braten muss nicht von der Flüssigkeit bedeckt sein. Nach einer Stunde die Hitze auf 120 Grad reduzieren, den Braten wenden, gegebenenfalls Flüssigkeit auffüllen. Nach weiteren 90 Minuten sollte er mit einer Kerntemperatur von knapp 80 Grad durch sein. Herausnehmen und in Alufolie und mäßiger Wärme ruhen lassen.

Für die Sauce reichlich getrocknete Waldpilze oder Steinpilze mit kochendem Wasser überbrühen und quellen lassen. Die Bratensauce mit dem Gemüse je nach Geschmack gröber oder feiner passieren. Mit Salz, Pfeffer, etwas Orangenschale, Johannisbeermarmelade und ein paar Stückchen Bitterschokolade abschmecken, Pilze und etwas von dem Pilzwasser hinzugeben und die Sauce sämig köcheln. Ein paar Löffel Crème fraîche hinzufügen.

Die Blätter eines Wirsingkopfs waschen, den harten Strunk entfernen, in etwas Flüssigkeit etwa 20 Minuten blanchieren. Ausdrücken, hacken und mit 50 Gramm Butter und 150 Milliliter Sahne vermengen und kurz köcheln lassen. Nach Bedarf abschmecken.



FOTOS CLAUS ECKERT



WARUM AUSGERECHNET RIESLING?

Guter Sekt wird im Weinberg geboren. Schon die allererste Entscheidung ist somit eine der wichtigsten für die Qualität, die im Glas prickelt. Mit der Auswahl der richtigen Rebsorte sollte man es sich also nicht zu leicht machen.



Letzteres gelingt mit dem Riesling allerdings ausgezeichnet. Zugegeben, er ist ein echter Klassiker mit Charakter, edel und weltberühmt. Aber vielleicht ist das genau der Grund, weshalb sich der König der weißen Rebsorten so eigensinnig und anspruchsvoll gibt.

Denn um gut zu gedeihen, nimmt er sich gerne Zeit. Am liebsten in exklusiver Lage, so wie man sie im Rheingau, in Rheinhessen und der Pfalz findet. Hier ist das Klima ideal. Denn warme Tage und kühle Nächte hat der Riesling besonders gern.



Auch beim Boden zeigt er sich wählerisch. Erst wenn dieser tiefgründig, mineralstoffreich und durchlässig beschaffen ist und Wärme speichern kann, entfalten die Riesling-Reben ihre volle Klasse. Begegnet man diesem hochwertigen

Gewächs mit viel Geduld, Sorgfalt, hoher Handwerkskunst und stetiger Kontrolle bis ins letzte Detail, dann fällt einem die Entscheidung leicht. Für unsere Vertragswinzer und ehrgeizigen Kellermeister ist Riesling der ideale Wein.



Eine Herausforderung, der sie sich mit aller Leidenschaft widmen. Denn wenn man den Riesling so behandelt und pflegt, wie er es verdient, wird man am Ende fürstlich belohnt. Mit seiner niveaullanten Eleganz, der kontinuierlich hohen Qualität und der für ihn so typischen fein-fruchtigen Aromafülle, mit der sich grandiose, rebsortenreine Cuvées kreieren lassen. Garant für ein Produkt, das einen großen Namen verdient.

Denn schließlich ist ein Sekt immer so gut wie sein Wein.



FÜRST VON METTERNICH. FÜRSTLICH GENIEßEN.

„Auch an Grünkohl und Hafer kann man sich gewöhnen“

Der Mediziner Andreas Michalsen über Fehler bei der Ernährung, die Heilkraft des Fastens, Rote Bete als Blutdrucksenker und Alterung durch Zucker

Herr Michalsen, was machen wir bei der Ernährung falsch?
Das meiste. Wir essen zu fett, zu süß, zu salzig – und zu viel. Ob am Bahnhof oder in der Stadt, überall wird uns verarbeitete Nahrung angeboten, die wir gerne konsumieren. Und zwar bis zu zehnmal am Tag. Dabei ist unser Körper auf Phasen ohne Kalorienzufuhr ausgelegt. Man stelle sich vor: 70 Prozent aller chronischen Erkrankungen haben ihre Ursache auch in falscher Ernährung. Wenn unsere Essgewohnheiten anhalten, werden Leiden wie Diabetes und Bluthochdruck weiter zunehmen.

Sie haben ein Buch über gesunde Ernährung und die Heilkraft des Fastens geschrieben. Dabei ist der Markt gerade regelrecht übersättigt.

Zum einen leite ich in meinem Buch Empfehlungen aus aktuellen Forschungsergebnissen her. Zum anderen konnte ich am eigenen Leib erfahren, was eine Ernährungsumstellung bewirken kann. Ich habe in meiner Zeit als Assistenzarzt viel Süßes und Fast Food gegessen. Das Ergebnis waren ein erhöhter Blutdruck und zu hohe Blutfette. Daraufhin habe ich angefangen, mich mediterran zu ernähren, und ein halbes Jahr später waren meine Werte wieder normal. Diesen Effekt beobachte ich auch täglich bei meinen Patienten. Entscheidend ist, wann, wie oft und was wir essen. Es gibt ja regelrechte Superfoods, die einen ausgewiesenen Wirkstoff in hoher Konzentration enthalten und im Idealfall den Effekt eines Medikaments haben.

Zum Beispiel?

Rote-Bete-Saft etwa schlägt an wie ein Blutdrucksenker. Dazu reicht ein halber Liter täglich. Wer 30 Gramm Nüsse verzehrt, beugt Schlaganfall, Diabetes und Herzinfarkt vor. Am besten ist die Walnuss, weil sie dank Omega-3-Fettsäuren und Antioxidantien vor Gefäß- und Herzerkrankungen schützt. Leinsamen enthalten Alpha-Linolensäure und reichlich Ballaststoffe. In geschroteter Form sind sie ein wirksames Superfood gegen Bluthochdruck und zu hohes Cholesterin. Sie haben sich als hervorragende Ergänzung bei einer medikamentösen Rheuma-Therapie erwiesen. Sogar die Krebsprävention liefert vielversprechende Befunde.

Heidelbeeren haben auch einen ausgezeichneten Ruf.

Es gibt kein gesünderes Obst als Beeren. Heidelbeeren sind sehr zu empfehlen bei Krebs, Darmerkrankungen und Bluthochdruck. Zudem enthalten Beeren insgesamt weniger Fruktose als anderes Obst. Wer ein zuckerreiches Gericht zu sich nimmt und zusätzlich viele Beeren isst, bremst den Blutzucker- und Insulinanstieg damit ein wenig aus. Darüber hinaus verbessern Beeren die Sehkraft bei der Arbeit am Bildschirm.

Es gibt ständig verblüffende neue Erkenntnisse über unser Essen. Was hat Sie zuletzt am meisten überrascht?

Dass das Thema Ernährung generell so ein Gewicht bekommen hat. Trotzdem hinken wir hinterher; die Zusatzbezeichnung „Ernährungsmedizin“ ist zum Beispiel erst beim letzten Ärztetag bundesweit etabliert worden. Eine besondere Freude ist es für mich, dass das Fasten inzwischen den Durchbruch geschafft hat.

Wie meinen Sie das?

Unter Kritikern galt das Fasten vor 25 Jahren noch als esoterische Scharlatanerie. Damals benutzte man noch Begriffe, die heute zu Recht nicht mehr in Umlauf sind, etwa „entschlacken“ oder „entgiften“. Inzwischen sind die positiven Effekte belegt. Fasten senkt den Blutdruck, hilft bei Diabetes und gilt als effektives Mittel gegen rheumatische Beschwerden. Und es scheint die einzige Intervention zu sein, die lebensverlängernd auf Organismen wirkt und altersbedingte Erkrankungen wie Demenz verzögert.

Warum genau ist das Fasten so gesund?

Wann immer wir essen, schmeißen wir den gesamten Mechanismus der Verdauung und des Energiestoffwechsels an, was unser System ständig übersteuert. Beim Fasten dagegen holt sich der Körper die Energie aus den eigenen Fettreserven, der Darm entspannt sich, und seine Bakterien können neu starten. Hinzu kommt die Erholung: Wenn die Zellen nicht mehr mit der Verdauung beschäftigt sind, räumen sie auf und pflanzen sich fort. Am Ende dieser Kaskade sinkt der Blutdruck, schmilzt die Fettleber weg, reguliert sich der Zuckerhaushalt. Durch Fasten und eine Ernährungsumstellung ist nicht selten ein insulinpflichtiger Diabetes heilbar. Für meine Patienten ist das der Wahnsinn. Sie fasten zehn Tage und brauchen auf einmal keine Medikamente mehr.

Auf welche Arten kann man überhaupt fasten?

Das Fastenuniversum hat sich diversifiziert. Am wichtigsten sind das Heilfasten, das über einen längeren Zeitraum läuft, und das Intervallfasten, bei dem sich Phasen der Nahrungszufuhr und -abstinenz regelmäßig abwechseln. Früher galten starre Fastenregeln: maximal 300 Kalorien am Tag, mindestens eine Woche. Heute wissen wir, dass es auch anders geht. Bei der Fasting Mimicking Diet dürfen bis zu 800 Kalorien zugeführt werden, solange man sich vegan und zuckerfrei ernährt.

Sobald es um Veganismus geht, verhärten sich die Fronten.

Es gibt einen Zusammenhang zwischen der günstigen Wirkung des Fastens und einer pflanzenbasierten Ernährung. Kalorienrestriktion befördert die Erneuerung der Zellen. Vor allem tierische Eiweiße und Zucker beschleunigen ihren Alterungsprozess. Deswegen sollte man beim Fasten keine süßen Fruchtsäfte zu sich nehmen. Oder nehmen Sie die Haut: Sie ist bei Fleischessern schlechter vor schädlicher Sonnenstrahlung geschützt als bei Veganern. Grundsätzlich gilt: Die ideale Ernährung sollte überwiegend pflanzlich, abwechslungsreich und vollwertig sein. Gemüse ist um den Faktor drei gesünder als Obst. Am besten sind zwei große Mahlzeiten am Tag, von denen die üppigere zur Mittagszeit eingenommen wird. Immer gut sind antientzündliche Gewürze wie Ingwer, Koriander, Kurkuma und Kreuzkümmel.



Hat selbst mal zu süß gegessen: Andreas Michalsen ist Chefarzt der Abteilung Naturheilkunde im Immanuel-Krankenhaus Berlin und Inhaber der Stiftungsprofessur für klinische Naturheilkunde am Institut für Sozialmedizin, Epidemiologie und Gesundheitsökonomie der Charité. Gerade ist sein Buch „Mit Ernährung heilen. Besser essen. Einfach fasten. Länger leben“ erschienen.

Auch an Grünkohl und Hafer kann man sich gewöhnen, denn wir essen nicht, was uns schmeckt, sondern uns schmeckt, was wir essen.

Was sind außer tierischem Eiweiß und Zucker weitere Irrwege unserer Ernährung?

Man hat zum Beispiel Proteine zu hoch bewertet. Zwar hat ein Proteinmangel gravierende Auswirkungen, aber es gibt keine Studie, die nachweisen konnte, dass eine proteinreiche Ernährung langfristige Vorteile für die Gesundheit mit sich bringt. In den Blue Zones, also den Gebieten auf der Welt, wo Menschen deutlich länger leben als der Durchschnitt, spielen Proteine keine große Rolle. Tatsächlich erhöht zu viel tierisches Protein das Risiko für einen Herzinfarkt oder Schlaganfall. Außerdem wird von Ernährungsberatern zu wenig differenziert. Die Label „Low Carb“ und „Low Fat“ suggerieren, alle Kohlenhydrate oder Fette seien gleich. Es ist aber ein Unterschied, ob wir Kohlenhydrate in Form von Zucker oder Vollkornbrot zu uns nehmen, ob das Fett aus Leinsamen oder Bauchspeck kommt.

Das liegt doch auf der Hand.

Es gibt auch Zusammenhänge, die weniger bekannt sind. Brokkoli ist beispielsweise ein tolles Superfood. Er ist antidiabetisch, stärkt das Immunsystem und scheint krebspräventiv zu sein. Das gilt aber nur, wenn er zerschnitten und zerkaut wird. Dann nämlich spaltet das Enzym Myrosinase die im Kohl enthaltenen Glucosinolate und setzt den gesunden Wirkstoff Sulforaphan frei. Jedoch ist die Myrosinase sehr empfindlich, was dazu führt, dass Brokkoli bei längerer Kochzeit kein Sulforaphan bildet. Ein Trick: Zerkleinern Sie den Kohl und warten Sie eine Viertelstunde, bevor Sie ihn kochen. So entsteht das Sulforaphan früh genug und bleibt beim Kochen erhalten. Es kommt immer auf den Kontext an.

Und auf den Rhythmus: Mahlzeiten zivilisieren uns, weil sie uns Regeln und einen Takt geben. Nun bekommen wir aber an jeder Ecke etwas zu essen. Führt das neben sozialen Veränderungen auch zu biologischen?

Ja. Wenn ich eine Woche lang um neun Uhr, um 13 Uhr und um 19 Uhr esse, gewöhnen sich die Zellen daran. Sie stellen um 18 Uhr erste Enzyme bereit, weil sie wissen: In einer Stunde geht's los. Verlässt man diesen Rhythmus und zieht sich um 21 Uhr eine Portion Pommes rein, führt das zu einem metabolischen Jetlag. Auf molekularer Ebene ist die Verdauung dann sofort durcheinander. Auch wer ständig Gemüse isst, tut sich keinen Gefallen. Natürlich sind viele kleine Rohkost-Bowls am Tag besser als lauter Currywürste, aber es ist nicht wirklich gesund. Früher hieß es, mehrere kleine Mahlzeiten am Tag seien besonders gut. Das stimmt aber gar nicht. Im Zweifel ist es immer besser, nichts zu essen und die Darmbakterien mal in Ruhe zu lassen.

Auf welche Prozesse im Körper hat das Mikrobiom des Darms Einfluss?

Wahrscheinlich auf alle. Es spielt auch bei immunologischen Erkrankungen eine maßgebliche Rolle – von Allergien bis zu Multipler Sklerose. Das Mikrobiom ist sehr wandelbar: Wenn Sie mit jemandem zusammenwohnen, dann gleichen sich die Mikrobiome über die Zeit an, weil Ökosysteme immer miteinander im Austausch sind. Das, was wir essen, bestimmt, welche Bakterien sich in unserem Darm wohlfühlen und vermehren. Deshalb haben Bauchspeck-Esser ein anderes Mikrobiom als Spinat-Esser. Stellt man die Ernährung um, gibt es schnell neue Mitbewohner im Darm. Über dieses Organ gibt es noch viel zu lernen.

Die Fragen stellten Melanie Mühl und Kai Spanke.

Mehrfacher Gewinner des TIPA-Awards – 2013/2017

„Das beste Fotolabor der Welt“

Ausgezeichnet von den Chefredakteuren 29 internationaler Fotografie-Magazine

Alle Rechte, Änderungen und Irrtümer vorbehalten. WhiteWall Media GmbH
Europaplatz 95, 10246 Berlin, Deutschland © Photo by Gen Days



Ihre schönsten Momente in einzigartiger Galerie-Qualität.

Hinter Acrylglas, gerahmt oder als großer Foto-Abzug. Made in Germany – von Menschen, die Fotografie lieben. Wir sind stolz auf mehr als 100 Testsiege und Empfehlungen! Einfach Foto hochladen und Ihr Wunschformat festlegen, sogar vom Smartphone.

WhiteWall.de

Stores in Berlin / Düsseldorf / Frankfurt / Hamburg / Köln / München

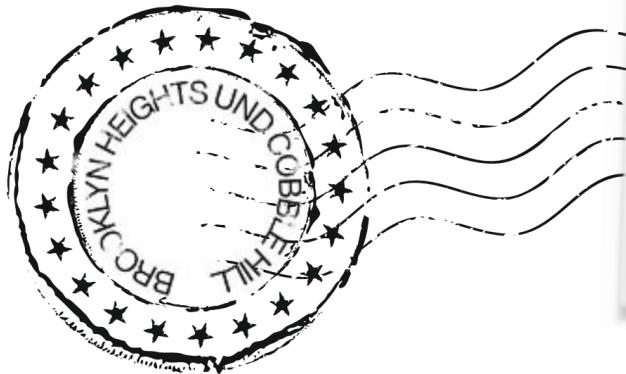
WHITE WALL

Wenn man allein unterwegs ist und bei „Watty & Megg“ in Cobble Hill zu Mittag isst, braucht man nicht einmal das Smartphone zur Unterhaltung. Die Gespräche an den Tischen, die draußen eng beieinander stehen, sind viel spannender.



Diese Promenade ist ein New Yorker Klassiker – und liegt in Brooklyn. Endlich hat man auch die fünf Piers am Brooklyn Bridge Park auf Vordermann gebracht. Im Sommer 2018 wurde zuletzt Pier 3 fertig, ein Park auf Stelzen im Wasser zwischen Pier 2 (Sportplätze) und Pier 4 (Strand).

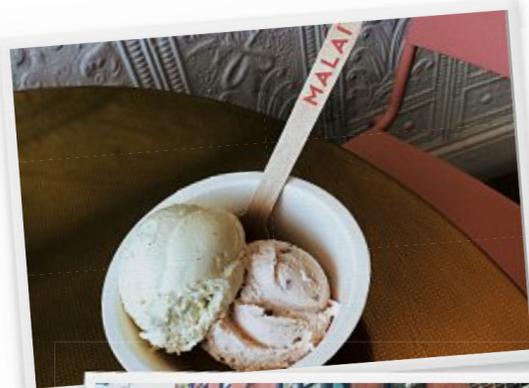
Grüße aus



Wer an Brooklyn denkt, dem fällt zunächst Williamsburg ein. Aber auch Brooklyn Heights und Cobble Hill haben viel zu bieten.

Von Jennifer Wiebking

Klingt seltsam: „Malai“ in Cobble Hill mischt dem Eis indische Gewürze bei. Die Sorten „Sea Salt Vanilla“ und „Rose with Cinnamon Roasted Almond“ schmecken zwar kein bisschen wie Tikka Masala. Aber trotzdem richtig gut.



Brooklyn Heights, New Yorks ältester Vorort, ist bekannt für seine Brownstones. Truman Capote hat auch in einem gelebt. Seinen Essay darüber begann er 1959 mit dem Satz: „I live in Brooklyn. By choice.“



Kleine Erinnerung daran, in welcher Stadt man ist: Bei Perelandra Natural Food in Brooklyn Heights gibt es keine schlichte Guacamole, sondern Chimichurri, Chashew Queso und Tofu Ricotta.

Shen Beauty, einer der besten Schönheitsläden der Stadt, liegt in Brooklyn, und das ist eine Überraschung. Die manikürte und zurechtgeföhnte Klientel verlässt Manhattan schließlich noch immer ungern. Für Zauberstaub von Goop, also Gwyneth Paltrows Lifestylemarke, ist hier auch gesorgt.



In der Brooklyn Historical Society erinnert die Bildhauerin Meredith Bergmann mit „Pinky“ (2010) an den Kampf des Predigers Henry Ward Beecher gegen die Sklaverei. Er „kaufte“ Pinky 1860 auf einem Sklavenmarkt zum Preis von 900 Dollar, um den Horror der Sklaverei zu zeigen. Später nahm Pinky ein Studium auf.



Spaniens wilde Ecke



Alles Strand, Sonne und Meer? Spanien kann auch anders. Zum Beispiel in den rauen Landschaften am Camino Primitivo im Norden des Landes.

Gäbe es so etwas wie ein königliches Gütesiegel, der Landschaft der nordspanischen Provinz Asturien wäre es sprichwörtlich sicher: Bereits König Alfons II. von Asturien durchquerte sie zu Beginn des neunten Jahrhunderts auf dem Weg in das heutige Santiago de Compostela, um das gerade erst entdeckte Grab des Apostels Jakobus zu besuchen – quasi als erster Pilger. Abertausende Gläubige taten es ihm im Laufe der Jahrhunderte gleich, aus dem schlichten Grabtempel, den der König bauen ließ, ist längst eine Kathedrale geworden, der Weg dorthin freilich ist derselbe geblieben: Der Camino Primitivo, einer der vielen Jakobswege, die sich heute durch Spanien ziehen, ist mit mehr als tausend Jahren der älteste und mit 340 Kilometern der kürzeste der Wege. Eine einfache Übung also? Der Blick auf die Karte zeigt enge Höhenlinien und verspricht viele Gipfel. Kein Sonntagsspaziergang also. Die sportliche Herausforderung ist jedoch nur einer der Aspekte.



Das Kloster Santa María la Real de Obona © Asturien Tourismus/Juan de Turý

Die innere Einkehr kommt von selbst. Schon am Start des Camino Primitivo im nordspanischen Oviedo, der Hauptstadt von Asturien, locken am Horizont die Berge. Noch ein wenig Sightseeing, zum Beispiel die malerische Altstadt oder die präromanischen Kirchen aus dem neunten Jahrhundert, noch ein Glas Sidre – Apfelwein, wie er typisch ist für die Region –, dann geht es los an der Kathedrale von San Salvador mitten im Ort. Üppiges Grün säumt den Weg, der über einige typische Kleinstädte und Dörfer führt. In Salas beispielsweise, das mit seiner perfekten Altstadt samt Burg auf mehr als tausend Jahre Geschichte zurückblickt. Wer in Obona einige hundert Meter vom Weg abweicht, darf sich von der geheimnisvollen Stimmung des verlassenen Klosters Santa María la Real de Obona überraschen lassen, das bereits im Jahr 780 gegründet wurde. Auch Pola de Allande, wenige Kilometer weiter, ist ein historisches Highlight. Auch wenn es nur 730 Einwohner zählt, lockt es doch gleich mit mehreren Kirchen und sogar einem veritablen Palast, dem Palacio de Cienfuegos de Peñalba. Zwischendrin geht es bergauf, bergab, durch verwunschene Wälder, über Bergwiesen, vorbei am Pass

Puerto de Palo mit seinem sagenhaften Weitblick – entlang grober Steinmauern, gedrungener Bauernhöfe, die Dächer mit Steinschindeln gedeckt, und durch einsame Weiler wie Montefurado.

Naturerlebnis mit Nachweis

Zwölf Tage brauchen die meisten Wanderer. Gläubig muss man übrigens nicht sein, um mit dem Jakobsweg zu liebäugeln. Der eine oder andere metaphysische Gedanke stellt sich ob der weiten Landschaften und spektakulären Aussichten ganz von selbst ein – und die geistige Erholung sowieso.

Ein gewisser Minimalismus ist Pflicht: Wie schon die ersten Pilger trägt man schließlich alles auf dem Rücken. Da fällt es nicht schwer, sich in die frühen Pilger des Mittelalters hineinzuversetzen. Einen kleinen, aber bedeutenden Unterschied gibt es allerdings schon: Am Abend wartet heute nach jeder Etappe eine warme Dusche in der Herberge, eine üppige Mahlzeit der herzhaften, asturischen Küche – und oft auch noch der Spaziergang durch besagte lauschige Städtchen.

Wichtig sind diese Orte übrigens nicht nur der Idylle und Historie wegen: Vieles mag unterwegs auch heute noch an Bedeutung verlieren – nicht jedoch der Pilgerausweis „Compostela“, der in jeder Herberge und Dorfkeipe abgestempelt wird. Er bescheinigt dem Wanderer, dass er den Weg wirklich zu Fuß zurückgelegt hat. Manchmal reicht es aber auch, die Wanderer einfach nur anzuschauen. Wer so entspannt ist, der muss wohl über den Camino Primitivo gekommen sein.



Der Blick über das Dorf Pola de Allande © Asturien Tourismus/Noé Baranda

Weitere Infos zur Region finden Sie unter www.asturientourismus.de

V.I.S.d.P. SOCIEDAD PÚBLICA DE GESTIÓN Y PROMOCIÓN TURÍSTICA Y CULTURAL DEL PRINCIPADO DE ASTURIAS, S.A.U. – Laboral Ciudad de la Cultura, Calle Luis Moya Blanco, 261 – 33203 Gijón, Asturias, Spanien





OFFEN FÜR ALLE

Vor 30 Jahren begeisterte Mazda mit dem MX-5 die Autowelt – und begründete damit die Rückkehr der Roadster. *Von Boris Schmidt*

Da sage noch einer, Journalisten könnten nichts bewegen. Ohne den amerikanischen Motorjournalisten Bob Hall jedenfalls gäbe es den Mazda MX-5 wohl bis heute nicht. Hall war es, der im Jahr 1979 den damaligen Entwicklungsleiter von Mazda, Kenichi Yamamoto, von der Idee überzeugte, einen kleinen Sportwagen in der Tradition der englischen Roadster wie Lotus Elan oder MG B zu bauen. Es dauerte dann noch fünf Jahre, bis das Projekt tatsächlich angegangen wurde, und weitere fünf Jahre vergingen, bis der Roadster fertig war und auf einer eher unbedeutenden Automesse in Chicago Premiere hatte.

Bob Hall war da schon Angestellter von Mazda geworden und hatte das Konzept durchgesetzt, an dem noch heute festgehalten wird: Motor vorne und Antrieb hinten, ein enges Cockpit für zwei, manuelles Stoffverdeck, kleiner Kofferraum. Alles andere wäre auch Verrat an der Sache gewesen. Tatsächlich hatte es bereits Pläne für Frontantrieb oder Mittelmotor gegeben, das Projekt mit dem internen Code 729 LWS aber setzte sich durch.

In den ersten Berichten überschlug sich die amerikanische Presse vor Begeisterung. Die Zustimmung wuchs noch nach den ersten Probefahrten, zu denen auch deutsche Journalisten eingeladen waren. Das Magazin „Auto, Motor und Sport“ ließ sich gar dazu hinreißen, den kleinen Mazda mit einem Porsche 911 Cabrio zu

vergleichen. Und das, obwohl der MX-5 gerade mal 115 PS hatte – und der 911er zu dieser Zeit satte 231.

Zur IAA im Jahr 1989 schaltete Mazda Deutschland Anzeigen mit der Schlagzeile: „Der Roadster lebt!“ Auf der Messe stach der Zweisitzer alle anderen Neuheiten aus. Als der MX-5 im Frühjahr 1990 bei den deutschen Händlern bestellt werden konnte, war er im Nu ausverkauft, bei einem Basispreis von 35.500 Mark. Mehr als 10.000 Bestellungen gingen ein. Obwohl das Kontingent für Deutschland schon von 2000 auf fast 5000 aufgestockt worden war, gingen viele Fans leer aus.

Kaufverträge wurden gehandelt wie sonst bei Mercedes, manche versuchten in den Vereinigten Staaten an ein Fahrzeug zu kommen, und es war wohl auch der

eine oder andere Interessent dabei, der nicht kaufte, weil er sich für das Auto begeisterte, sondern für das Geld, das er damit zu verdienen hoffte.

Der MX-5 bewährte sich später auch in allen Dauertests. Er war eben ein solides japanisches Auto, zuverlässig bis zur Selbstverleugnung. Dabei machte er Spaß wie kein anderes. Er wurde geliebt, weil er das Fahren wieder zum elementaren Erlebnis machte und Kurven zum großen Vergnügen wurden. Nur mit der Heckscheibe aus Plastik gab es hin und wieder Ärger.

Die Konkurrenz verfolgte den Erfolg mit Interesse. BMW und Mercedes-Benz arbeiteten bald mit Nachdruck am Z3 beziehungsweise am SLK, wobei der mit seinem klappbaren Stahldach streng genommen gar nicht in die Roadster-Kategorie



Liebe auf den ersten Blick: Auf der IAA 1989 war der MX-5 so begehrt wie keine andere Neuheit.

Guter Weg: Der Mazda MX-5 wird 30 Jahre alt. Das Jubiläums-Sondermodell trägt Racing-Orange.

fiel. Der Z3 startete schließlich 1995, der SLK 1996. Klappscheinwerfer wie der erste MX-5 hatten sie beide nicht, und ein Hardtop mit Glasfenster für die kalten Tage gab es für den MX-5 schon seit 1991.

Nach fünf Jahren folgte die erste intensive Überarbeitung. Aus 115 PS wurden 131. Damit hatte der 1,9-Liter-Vierzylinder-Motor mit den 990 Kilogramm noch leichteres Spiel, und die 200-km/h-Marke fiel, sobald es leicht bergab ging. ABS und Airbags waren nun ebenfalls zu haben. Dem neuen SLK und dem Z3 setzte Mazda 1997 die zweite Generation des MX-5 entgegen. Die Klappscheinwerfer waren passé, das Verdeck bekam ein Glasfenster, Innenraum und Karosserie wurden überarbeitet. Der 1,9er-Motor hatte nun 140 PS und übertraf so die 200-km/h-Marke nicht nur bergab. Eine Sensation war der Einführungspreis in Deutschland im Frühjahr 1998: 35.500 Mark – genau wie acht Jahre zuvor. Und das Schaltgetriebe hatte jetzt sechs Gänge.

Im Mai 2000 stellte der MX-5 mit 531.890 bis dahin gebauten Einheiten einen Produktionsrekord für zweiseitige offene Sportwagen auf. 2003 wurden in Japan 200 MX-5 als Coupé vermarktet, heute sind es gesuchte Einzelstücke. Als 2005 die dritte Generation auf dem Genfer Automobilsalon an den Start ging, lag die Produktionszahl schon bei 800.000 Einheiten. Seither wird der MX-5 auch in einer Version mit Stahl-Klappdach offeriert. Immerhin 40 Prozent der Kunden bevorzugen dieses Modell. Das 900.000. Auto ging im Februar 2011 an einen Kunden in Deutschland.

Heute ist Mazda stolz auf mehr als 1,1 Millionen verkaufte Roadster. Das ist einzigartig. Die vierte Generation, seit 2015 auf dem Markt, schreibt die Geschichte fort: Der Fahrspaß ist der gleiche wie 1989. Enger Kontakt zur Fahrbahn und zum Auto, Kurven sind eine Lust und keine Last, dank geringem Gewicht sind keine extremen Motorleistungen für ordentlichen Vortrieb nötig, und sobald die Außentemperaturanzeige zweistellig wird, bleibt das Verdeck unten.

Mit 1000 Kilo Leergewicht ist der vierte MX-5 kaum schwerer als der erste. Wie bisher sind Motorhaube und Kofferraumdeckel aus Aluminium, jetzt sind es zudem auch die vorderen Kotflügel. Der Anteil des Leichtmetalls bei der Karosseriestruktur steigt von praktisch nicht vorhanden auf immerhin neun Prozent. 3,91 Meter ist das Cabriolet 2019 kurz, 1989 waren es acht Zentimeter mehr. Das Dach wird immer mit einem Handgriff nach hinten geworfen oder hervorgeholt, wenn der nächste Schauer droht.

Neu bei der vierten Generation: Der MX-5 hat einen italienischen Verwandten. Fiat war so schlau und hat sich mit Mazda auf eine Kooperation geeinigt. Der Fiat oder Abarth Spider ist mehr oder weniger technisch identisch, nur benutzt Fiat eigene Motoren.

Im Jubiläumsjahr beginnen die Preise für den MX-5 mit 132 PS aus 1,5 Litern Hubraum bei 23.950 Euro. Das Sondermodell zum 30. Geburtstag, in Racing-Orange, mit 184 PS und 2,0-Liter-Motor, ist so gut wie vergriffen. 34.190 Euro stehen dafür zu Buche. Damit ist man fast wieder am Startpreis von 1989 angekommen. Nur eben in Euro. ◀

FOTOS: FRANK ROTH, HERBSTELER



SICHERHEIT UND MOBILITÄT FÜR SUV. BEI JEDEM WINTERWETTER.



MICHELIN PILOT ALPIN 5 SUV



VERLASSEN SIE SICH AUF SICHERHEIT BEI JEDEM WINTERWETTER.

Verbesserte Bremsleistung auf allen winterlichen Straßen (nasse, verschneite und trockene Fahrbahn) und höhere Aquaplaning-Resistenz ⁽¹⁾



SCHNEEBEDECKTE FAHRBAHN? ENTSPANNEN SIE SICH!

Verbesserte Traktion im Schnee ⁽¹⁾



OPTIMALE KONTROLLE TROTZ WINTERWETTER? DAS HABEN SIE IM GRIFF!

Verbessertes Handling bei Nässe und Schnee ⁽¹⁾



FOLGEN SIE DER EMPFEHLUNG FÜHRENDER AUTOMOBILHERSTELLER

Freigegeben von AMG für den GLC, BMW für den X3, Porsche für den Cayenne

MICHELIN Reifen: Leistung und Sicherheit auch mit wenig Restprofil.

⁽¹⁾ MICHELIN Pilot Alpin 5 SUV im Vergleich mit der Vorgängergeneration MICHELIN Latitude Alpin LA2 jeweils in der Dimension 235/55 R17.

Partner von
Miles & More

www.michelin.de



MICHELIN

„EINEN COMPUTER KANN ICH MIR ZEITLICH NICHT LEISTEN“



Was essen Sie zum Frühstück?
Frische Früchte mit Schweizer Joghurt.

Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?
Ich kaufe Kleidung, sofern ich Kleidung brauche, immer nur in der Freizeit, das heißt entweder auf Capri oder im Engadin. Bestimmte Marken bevorzuge ich nicht, nur die Unterwäsche ist von Zimmerli.

Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?
Ein ungefähr 40 Jahre alter Pullover von Hermès. Der ist so fein gestrickt, dass ich ihn immer bei mir habe, auch im Rucksack. Darum ist er so zerknittert, dass man gar nicht merkt, dass er zerknittert ist.

Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?
Heute früh. An einen Geschäftspartner und an meine Kinder. Ich habe mehrere Füllfederhalter und – ohne zu übertreiben – an allen meinen Arbeitsplätzen mindestens 100 Buntstifte. Und die benutze ich permanent, für meine tägliche Arbeit und auch zum Briefeschreiben. Ich bin der einzige von meinen 90 Mitarbeitern, der keinen Computer hat oder auch benutzt, weil ich mir das zeitlich gar nicht leisten kann. Ich bin bei der Gestaltung viel schneller mit der Hand.

Welches Buch hat Sie im Leben am meisten beeindruckt?
Ich glaube Italo Calvino: „Sechs Vorschläge für das nächste Jahrtausend“. Das lese ich mindestens zwei Mal im Jahr.

Wie informieren Sie sich über das Weltgeschehen?
Ich lese ausschließlich auf Papier und jeden Morgen die F.A.Z., gefolgt von einigen wenigen Minuten „Corriere della Sera“. Darin lese ich nur – wie wohl die meisten italienischen Männer – alles über meine Lieblingsfußballmannschaft, Inter Mailand. Das dauert zwei bis fünf Minuten.

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?
Smalltalk kenne ich nicht. Ich bin Südtiroler und verhalte mich wie ein Bergbauer: Ich sage immer, was ich denke. Das heißt, es gibt keinen Smalltalk.

Bei welchem Film haben Sie zuletzt geweint?
Bei dem Bergsteigerfilm „Free Solo“. Er handelt von der Besteigung des El Capitan im Yosemite-Nationalpark ohne Seil und ist einfach Wahnsinn.

Sind Sie abergläubisch?
Nein.

Worüber können Sie lachen?
Über alles, was komisch ist. Ich schätze den neapolitanischen Humor. Der Neapolitaner hat eine Lebenseinstellung und -auffassung, die diametral zu der der Deutschen ist. Demzufolge fühle ich mich der Idee sehr nahe, dass das Leben ein Spiel ist und aus Leichtigkeit besteht.

Ihre Lieblingsvornamen?
Konstantin und Leopold – die Namen meiner Söhne.

Machen Sie eine Mittagspause?
Ja. Wir haben eine Studioküche, die frei ist für alle Mitarbeiter, damit sie sich zumindest einmal am Tag

austauschen können. Ich ziehe mich aber lieber zurück und esse eine halbe Stunde allein in meinem Büro, um wieder zu mir selbst zu finden.

In welchem Land würden Sie gerne leben?
Italien.

Was fehlt nie in Ihrem Kühlschrank?
Frische Früchte und Gelbe Rüben.

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?
Ich besitze kein Auto. Ich habe ein Klappfahrrad, mit dem mache ich alles. In meiner Jugend aber war ich Rennfahrer. Mit 14 habe ich mich heimlich an einer Rennfahrschule zuerst am Salzburgring, dann in Zeltweg und schließlich in Watkins Glen eingeschrieben. Ich liebe nach wie vor die Geschwindigkeit, finde es aber absolut inakzeptabel, im Individualverkehr heute noch eine Blechkiste zu besitzen.

Was ist Ihr größtes Talent?
Das müssen andere entscheiden.

Was tun Sie, obwohl es unvernünftig ist?
Mit dem Mountainbike schnell bergab fahren.

Welcher historischen Person würden Sie gerne begegnen?
Leonardo da Vinci. Ein Universalgenie, wie es zur Renaissancezeit noch möglich war, in unserer demokratischen Epoche aber, die ich natürlich sehr schätze, offenbar nicht mehr. Es ist einfach nicht mehr möglich, Probleme holistisch kreativ zu lösen, wie es Leonardo gelungen ist. Was war er? Maler, Bildhauer, Techniker – es lässt sich nicht sagen. Das letzte Universalgenie war mein Lehrmeister Ettore Sottsass. Er war Fotograf, Schriftsteller, Architekt, Designer, hat mit Glas gearbeitet, mit Keramik, und das immer auf allerhöchstem Niveau.

Tragen Sie Schmuck? Und eine Uhr?
Schmuck nicht und eine Uhr nur während der Arbeitszeit. Abends ziehe ich sie sofort aus.

Haben Sie einen Lieblingsduft?
Vétiver von Guerlain.

Was war Ihr schönstes Ferienerlebnis?
Ein Urlaub an der Skelettküste in Namibia, einer der ältesten Landschaftsformationen der Erde an der Grenze zu Angola. Dort liegen Hunderte von Schiffswracks. Die Schiffbrüchigen verdursteten, weil dahinter die Wüste Namib beginnt.

Auf welchem Konzert waren Sie zuletzt?
In der Oper „Aschenputtel, oder Der Triumph des Guten“ von Gioachino Rossini in der Mailänder Scala.

Was fehlt Ihnen zum Glück?
Nichts.

Was trinken Sie zum Abendessen?
Hagebuttentee. Und manchmal ein Glas Nero d'Avola vom Ätna.

Aufgezeichnet von Peter-Philipp Schmitt.

FOTONACHALGERIE

Frankfurter Allgemeine

Freiheit beginnt mit F

Freiheit hat viele Seiten.
Mehr erfahren auf freiheitimkopf.de

Seit 70 Jahren steht die Frankfurter Allgemeine für die Freiheit im Denken. — Sie steht für die Vielfalt der Perspektiven. Für die Kraft der Fakten. Mit Tiefe und Intelligenz, mit sachlichem Blick und besonnenem Stil analysiert die Frankfurter Allgemeine das Geschehen und ordnet es ein. Demokratie beruht auf Freiheit. — Freiheit beginnt im Kopf.



CELINE